17/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Der Umsteiger

Ein Forscher geht in die Politik

Die Geige Erhu

... und die Laute Xianzi gehören zur Peking-Oper

Modische Kunst: die Illusion einer Bekleidung

Haut Couture

Umwelt
FREIE WELT-Gespräch mit Professor Jablokow **Seite 4**

Streiflicht
Körperliche Ganzbemalung – ein Sommerspaß **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumentation
Das Jahr 1939 **Seite 16**

Billard und Turnkunst
Oder: Das Rätselhafte an Dima Bilosertschew **Seite 20**

Aus Eins mach Hundert!
Beitrag der Biowissenschaftler zur Zukunft der Tierzucht **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Aus den Erinnerungen Heinz Hoffmanns, des ehemaligen Verteidigungsministers der DDR **Seite 26**

Geschichte
Ein älterer Herr im Lodenmantel **Seite 28**

Mode
Kleider aus Vilnius **Seite 30**

Sommerliches
Wasserspiele am Dnepr **Seite 32**

Erzählung
„Ilja" von Anatoli Pristawkin **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Die Schatzinsel" **Seite 40**

Transportwesen
Vom Nutzen der Zusammenarbeit zwischen den Reifenwerkern aus Fürstenwalde und Jaroslawl **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

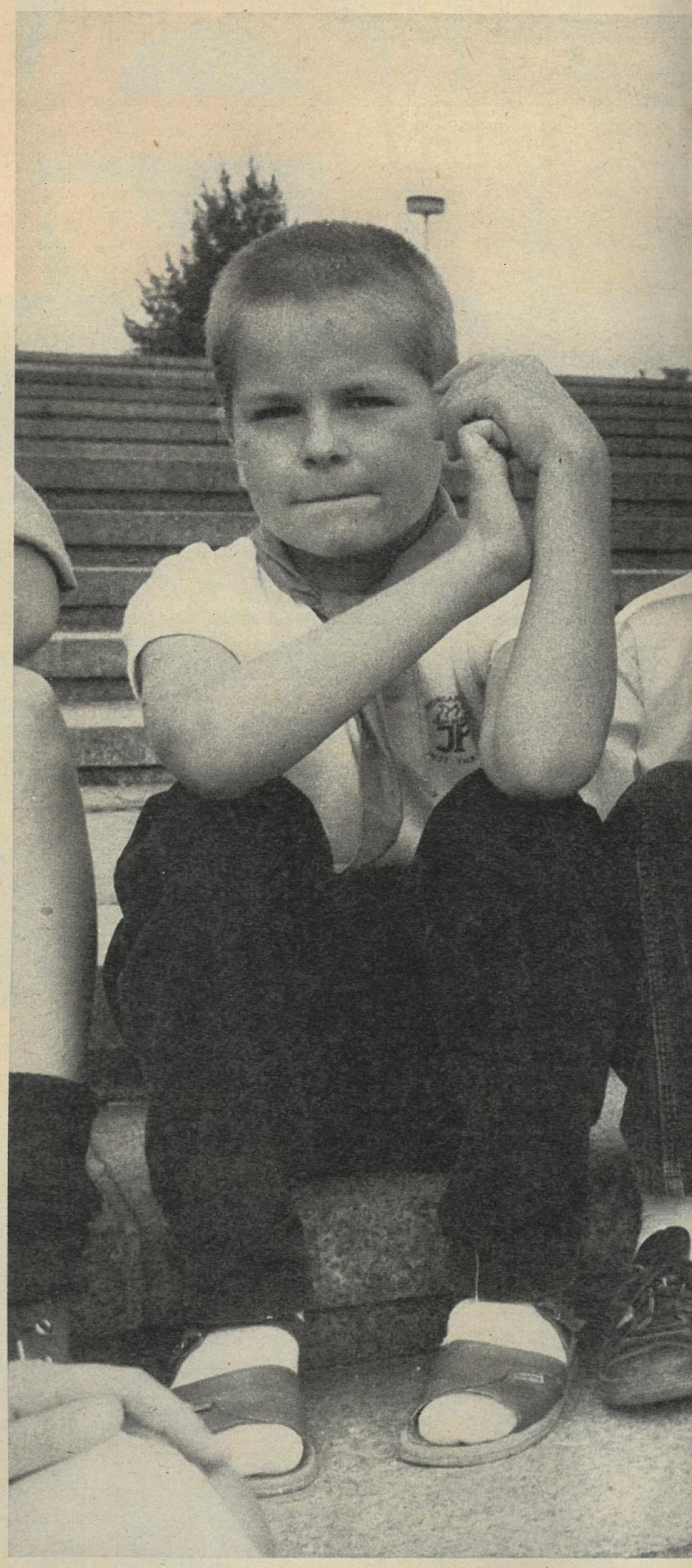
Reportage
Uwe Kant und Detlev Steinberg spüren Geschichte und Gegenwart in Kaliningrad nach. – Teil 2 **Seite 46**

Gastspiel
Die Peking-Opern-Truppe Nr. 6 kommt nach Berlin **Seite 52**

Titelfoto:
Michael Herrmann fotografierte in Halle eine moderne Art, sich anzuziehen

Redaktionsschluß für dieses Heft: **21. 8. 1989**

Die Enkel auf der Treppe



Sie heißen Dorota, Maciek, Andnej, Philipp, Kevin und Stefan, sind polnische Pfadfinder und Jungpioniere. Sie machen gemeinsam Ferien wie Tausende anderer Kinder diesseits und jenseits von Oder und Neiße auch. Diese hier hatten am Tag zuvor die erste Halbzeit eines gemeinsamen Fußballspiels hinter sich gebracht. Gefreut haben sich die Gäste aus Warschau, als es hieß, sie werden in der DDR Urlaub machen. Der Grund dafür ist einfach. Jeder von ihnen hat Bruder oder Schwester, die schon bei uns waren – schließlich ging mit diesem Sommer der Kinder- und Urlauberaustausch in das siebente Jahr. Die Treppe, auf der sie hier sitzen, gehört zu einem Denkmal. Es steht im Berliner Volkspark Friedrichshain. Arbeiter aus der Volksrepublik Polen und der DDR hatten es nach den Entwürfen eines deutsch-polnischen Bildhauerkollektivs errichtet, und 1972 wurde es eingeweiht. „Für Eure und unsere Freiheit", so lautet die Inschrift. Es ist den im zweiten Weltkrieg gefallenen polnischen Soldaten und den deutschen Antifaschisten gewidmet. Die Kinder haben die Besten ihrer beiden Nationen mit Blumen geehrt und sich dann umgesehen. Kevin, im September kommt er in die 3. Klasse, sagt, er kenne den polnischen Adler – er ist an der 14 Meter hohen Säule befestigt – vom Ferienlager in Polen. Und auf der anderen Seite sei unser Zeichen. Er meint damit das Staatswappen der DDR. „Das alles ist drauf, weil sie beide Freundschaft halten."
Sommer 1989 in Berlin.

Die hier sitzen, könnten die Enkel eines Mannes sein, dessen Korrespondenz aus Warschau FREIE WELT in diesen Tagen erreichte. Der ehemalige polnische Widerstandskämpfer und Soldat der Polnischen Armee Wlodzimierz Piotrowski hat seine Gedanken am Vorabend des 50. Jahrestages des Ausbruchs des zweiten Weltkrieges aufgeschrieben.

Die polnische Öffentlichkeit reagiert mit Beunruhigung und Mißbehagen auf die sich in der politischen Karte der BRD vollziehenden Änderungen. Es erscheinen immer mehr Punkte mit braunen Flecken. Was meine ich damit?
Ich denke an den 30. Januar 1989. An diesem Tag eroberten die „Republikaner" bei den Wahlen in Westberlin 11 Mandate im Abgeordnetenhaus. Ihr Führer, der ehemalige Freiwillige der Waffen-SS Franz Schönhuber, hatte mehrmals und öffentlich die polnische Westgrenze und Souveränität der sozialistischen DDR in Frage gestellt. Und immerhin haben er und seine braune Partei fast 2,5 Millionen Stimmen bei den Wahlen zum Europaparlament

in Strasbourg bekommen, sie durften ihre Vertreter entsenden.

Die Wahlerfolge der „Republikaner“ stärken dazu noch die Position der Stahlhelm-Fraktion in der CDU/CSU. Das wurde zum Beispiel auf dem Treffen der sogenannten Landsmannschaft Schlesien in Hannover Anfang Juli deutlich. Spitzenpolitiker der CDU/CSU wie Theo Waigel haben diese Zusammenkunft dazu benutzt, sich der revisionistischen, gegen Polen und die DDR gerichteten Hetze anzuschließen.

Aber es sind ja nicht die „Republikaner“ allein. Neofaschisten, die direkt an die vom Hakenkreuz geprägte Vergangenheit anknüpfen, haben ihre Häupter erhoben. „Aufgewacht“ ist der auch bei uns in Polen bestens bekannte Michael Kühnen, der mehrmals wegen Gewaltanwendung und Aufhetzung zum Rassenhaß bestraft worden ist. Er verpaßt nie die Gelegenheit, die Gleichgesinnung seiner Schlägertrupps, der „Republikaner“ und der NPD deutlich zu machen. Wir wissen auch von einer anderen Extremistenversammlung. „Freiheitliche Arbeiterpartei“ heißt sie. An ihrer Spitze steht ein gewisser Friedhelm Busse. Er war schon wegen Waffen- und Sprengstoffbesitzes und anderer krimineller Vergehen vor Gericht. Zwei Jahre hat sein Vertreter, Siegfried (SS-Siggi) Borcherdt, wegen Körperverletzung und Landfriedensbruch eingesessen. Für diese Leute ist sogar die NPD nicht radikal genug. Rein theoretisch wurde der Organisation von Kühnen ein Verbot auferlegt. Theoretisch sage ich, weil es ihn und seine Leute keinesfalls stört, braune Propaganda ohne Grenzen zu verbreiten. „Unser Traum ist es“, so die Flugblätter, „eine Art europäische SA zu gründen, deren Mitglieder als politische Soldaten des Nationalsozialismus für die Befreiung der Straßen und Eliminierung der Vertreter von feindlichen Anschauungen und Organisationen sorgen würden.“

Anstelle von verbotenen Organisationen entstehen, und da läßt sich die polnische Öffentlichkeit nicht täuschen, sofort neue Organisationen vom selben Profil. Sie tragen eben nur einen anderen Namen. Die Leute von Kühnen zum Beispiel verstecken sich nach dem Verbot hinter der „Initiative Volkswille“. Das sind Tatsachen, die für alle Polen, unabhängig ihrer politischen Orientierung, unakzeptabel sind.

Und alles geschieht zu einer Zeit, in der sich der Angriff des Hitlerfaschismus auf Polen, der Beginn des zweiten Weltkrieges, zum 50. Male jährt. 50 Millionen Menschen, darunter 6 Millionen polnische Bürger, waren die Opfer. Antoni Czubinski aus Poznan, ein hervorragender Kenner der deutschen Problematik, kommentiert die Ereignisse am Rhein so: „Die revisionistischen Kreise in der BRD haben nie auf unsere West- und Nordgebiete und auf weitere Expansion gen Osten verzichtet. Den Vertrag über die Grundlagen der Normalisierung der Beziehungen zu Polen von 1970 sehen die Politologen aus der BRD lediglich als einen Vertrag über Machtverzicht an. Sie sammeln Kräfte und warten auf eine günstige Gelegenheit, um zuerst zu den Grenzen von 1937 zurückzukehren ... Von Zeit zu Zeit diskutieren sie laut, damit die Welt sie und ihre Forderungen nicht vergißt ... Für uns haben diese Stimmen in den Tagen vor der 50. Wiederkehr des Überfalls auf Polen eine besondere Aussagekraft.“

Ich unterschreibe diese Meinung.

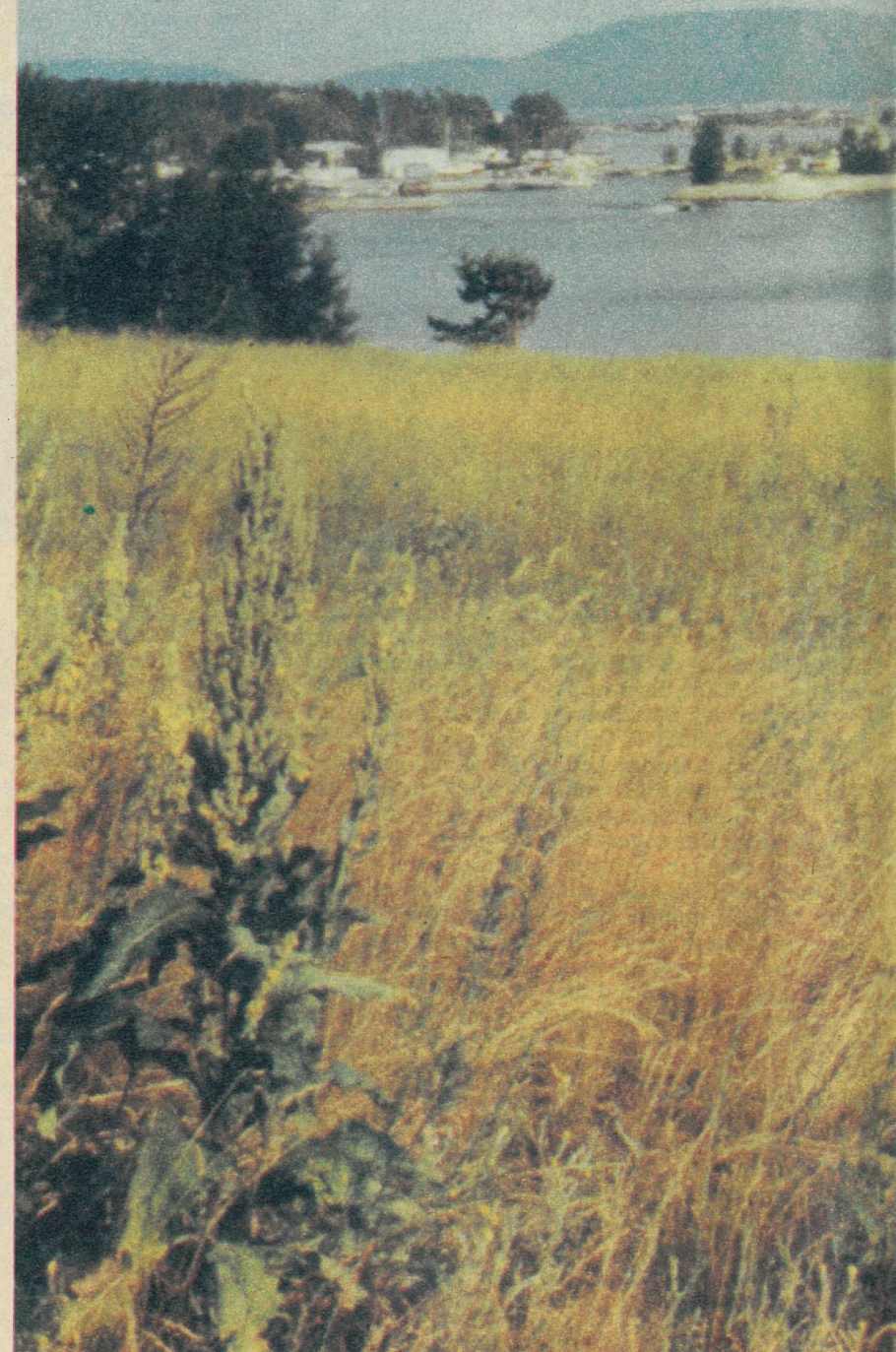
Wlodzmierz Piotrowski

Fotos: Uwe Völkner

Eine Idylle ist dieses Naturschutzgebiet im Wolgabogen bei Kuibyschew. Doch sie trügt. Schadstoffe in Gewässern, in der Luft und im Boden bereiten den Umweltschützern der UdSSR große Sorgen. Unter ihnen auch dem Wissenschaftler Professor Alexej Jablokow. Er hat deshalb seinen Platz in der Forschung mit dem Deputiertensitz im Obersten Sowjet getauscht. FREIE WELT interviewte den prominenten Gelehrten, bevor ihn sein Weg in den Kreml führte (Foto links).

Das Herz

Ein Beitrag von Sonnhild Kutschmar (Text) und Lothar Willmann (Fotos)



wird mir bluten

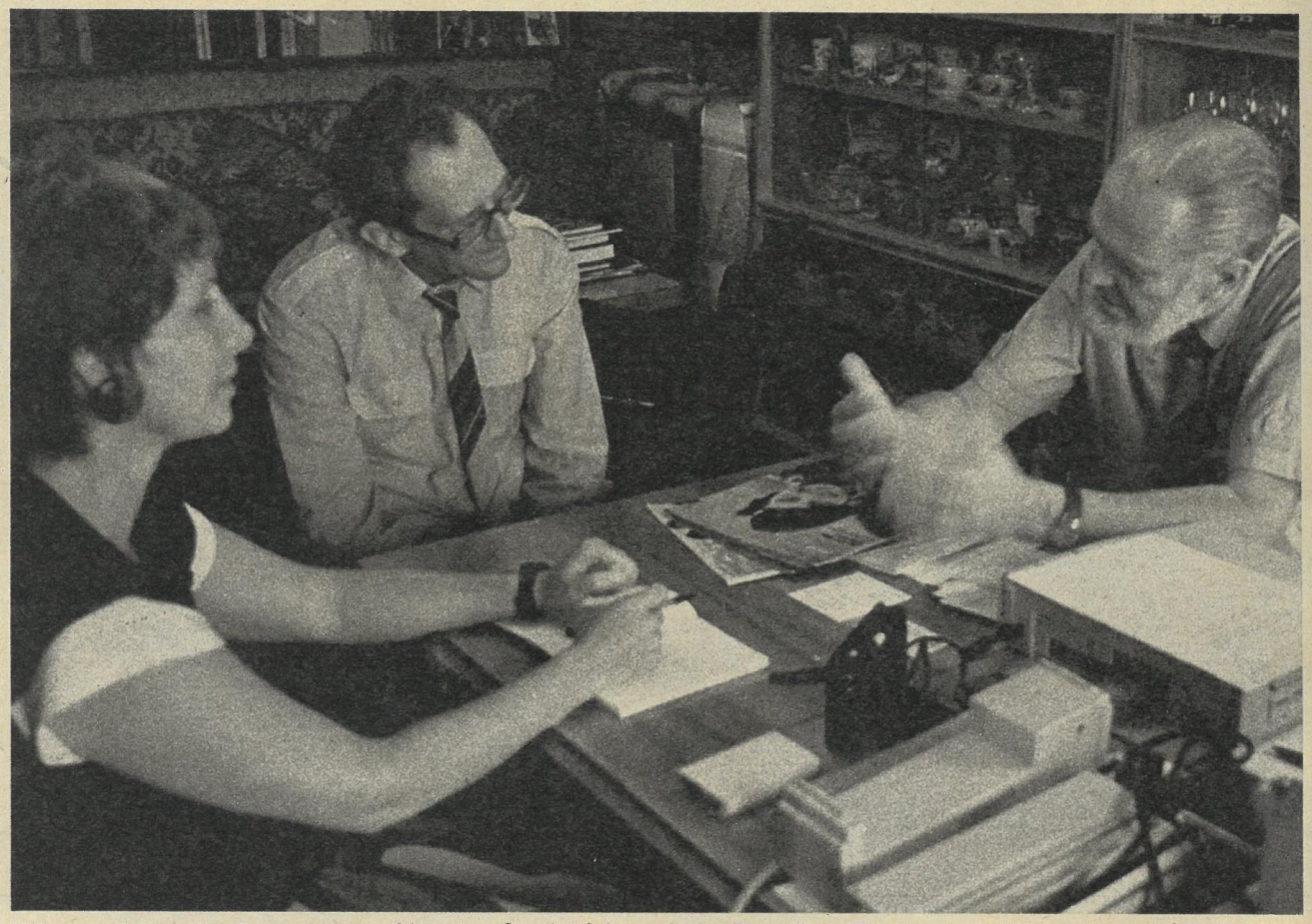
Das Herz wird mir bluten

Auf dem Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR haben Sie in Ihrer Rede gefordert, daß die KPdSU „ergrünen" muß. Was verstehen Sie darunter?

Prof. Jablokow: Ich bin erstaunt, daß dieser Ausdruck in kurzer Zeit zum geflügelten Wort geworden ist. Ich meine, die Partei muß sich entschieden stärker und konsequenter als bisher den ökologischen Fragen des Landes zuwenden, denn in diesen spiegeln sich ja sowohl politische als auch ökonomische Probleme wider. In den vergangenen 20 Jahren haben wir unser Land industrialisiert, ohne bei der Projektierung die Folgen für unsere Umwelt zu bedenken. Dadurch ist es in einigen Regionen der Sowjetunion zu einer – man kann schon sagen – katastrophalen Lage gekommen. Heute leben 20 Prozent unserer Bevölkerung in ökologischen Notstandsgebieten und noch einmal 35 bis 40 Prozent unter ökologisch ungünstigen Bedingungen. In einigen Teilen des Landes ist die Lebenserwartung gesunken. Das alles beunruhigt natürlich den wachen Teil der Gesellschaft. Dort, wo die Partei den Problemen ins Gesicht sieht, entsteht schnell ein schöpferischer Kontakt zur Bevölkerung. Ein Beispiel ist Astrachan. Der dortige 1. Gebietssekretär der Partei konnte 96 Prozent aller Wählerstimmen auf sich vereinen. Ein durchaus nicht alltägliches Ergebnis. Aber das ist kein Wunder. Dieser Kommunist gab nicht nur Fehler zu, die bei der raschen ökonomischen Entwicklung des Gebiets gemacht wurden. Er versprach auch, sich um die Folgen zu kümmern, gegen die Verschmutzung von Wolga und Kaspisee anzugehen. Wenn wir nicht wollen, daß die wachsende Unzufriedenheit mit der Umwelt zu einem landesweiten politischen Problem wird, muß die Partei „ergrünen". Sonst könnten politische Kräfte außerhalb der Partei die Situation für sich nutzen. Das möchte ich nicht erleben.

Sie sprachen im Obersten Sowjet im Namen von Delegierten aus dem Fernen Osten, aus Sibirien, aus Moskau, Leningrad und Saporoshje. Wer sind Ihre Wähler?

Prof. Jablokow: Menschen, die wie ich der Überzeugung sind, daß es heute nur noch angeht, sich professionell mit dem Umweltschutz zu beschäftigen. Die Zeit der ökologisch-politischen Kurzsichtigkeit vieler Leiter ist einfach vorbei. Auf den meisten Leitungsebenen vom Kreis bis hinein in die Parteispitze sah man ja die Probleme, doch es wurde nichts dagegen unternommen. Dagegen trat ich in Vorträgen, bei Diskussionen, in meinen Publikationen sehr oft auf. Bisweilen erwarb ich mir sogar den Ruf eines Aufrührers. Deshalb sahen wohl vor allem Wissenschaftlerkollektive und wissenschaftliche Gesellschaften der genannten Regionen in mir „ihren Mann". Ich selbst hörte davon, daß man mich zum Kandidaten aufgestellt hatte, als ich mit meinem Enkel nach den Winterferien von der Datsche zurückkehrte. Dann habe ich mir gesagt, es muß wohl so sein.



Früh um sieben Uhr, bevor er zum Obersten Sowjet fuhr, gab der Deputierte Professor Jablokow in seiner Wohnung den Mitarbeitern der Redaktion FREIE WELT dieses Interview.

Sie nannten in Ihrer Rede beunruhigende Zahlen über die ökologische Situation im Land. Wie ist sie nach Ihrer Meinung zu verbessern?

Prof. Jablokow: Man braucht kein Prophet zu sein, um zu sagen, daß sich die ökologischen Probleme im Land in den kommenden Jahren noch verstärken werden, bis die jetzt beschlossenen Maßnahmen für die Verbesserung der Umwelt in Industrie und Landwirtschaft umgesetzt sind. Um die ökologische Krise in den Griff zu bekommen, müssen wir meiner Meinung nach auf zwei Wegen vorangehen. Der erste ist, schnell eigene Umweltschutztechnik zu entwickeln, die mit hoher Sicherheit arbeitet. Es hat sich leider herausgestellt, daß derartige Technik, die wir im westlichen Ausland gekauft haben, sich zum großen Teil nicht auf unsere vorhandenen Technologien anpassen läßt. Der zweite Weg ist, daß wir in den kommenden Jahren ein völlig neues Verhalten zur Arbeit entwickeln müssen: Disziplin und Akuratesse statt Schlamperei. Und wir müssen korrekt die Sicherheits- und Arbeitsschutzbestimmungen einhalten, um Havarien und Unfälle zu vermeiden. Sonst könnte es passieren, daß eine Region nach der anderen zur ökologischen Katastrophenzone wird.

Ohne Änderungen in der Wirtschaft keine Umgestaltung. Wie kommen Ökologen und Ökonomen zusammen?

Prof. Jablokow: Unser Land hat in nächster Zeit drei Probleme zu lösen: die wirtschaftlichen, die multinationalen und die ökologischen. Und alle drei Probleme sind eng miteinander verbunden. Wir können das eine ohne das andere nicht lösen. So ist nun mal effektive Produktion ökonomisch und sauber zugleich. Das andere ist ein ideologisches Problem. Wir müssen uns eingestehen, daß wir uns einfach geirrt haben, als wir annahmen, daß das sozialistische System des Wirtschaftens automatisch eine rationelle Nutzung der Naturressourcen garantiert. Wenn wir so tun, als bedeute Volkseigentum an Naturressourcen, daß jeder alles haben kann, alles tun kann, hat die Natur zum Schluß keinen Herrn, wird uneffektiv genutzt, und die Abfallmengen steigen.
Dabei gab es ja schon Anfang der vierziger Jahre bei uns theoretisch hervorragende Ansätze. Zwei Wissenschaftler, Petrjanow-Sokolow und Laskorin, hatten die Idee, abfallarme Produktionsprozesse zu konstruieren. Man nahm sie damals nicht sehr ernst. Heute weiß man weltweit, daß nur das der Weg der Zukunft ist. Und anstatt beispielsweise den Wasserverbrauch zu erhöhen, wie das einige Ministerien fordern, empfehlen wir Gelehrte die Konstruktion geschlossener Stoffkreisläufe. In wenigen Werken unseres Landes existieren sie bereits.
Nach meiner Meinung dürfen wir die Industrie nicht mehr extensiv entwikkeln wie bisher. Überschaubare, rationell arbeitende, ökologisch saubere Betriebe mittlerer Größe zu bauen, halte ich für sinnvoller, als ein Großprojekt nach dem anderen zu errichten. Dann werden Ökologie und Ökonomie sich auch wesentlich besser als bisher miteinander vereinbaren lassen.

In Ihren Überlegungen zur Ökologie spielen die Sowjets eine große Rolle. Was soll sich da in Zukunft verändern?

Prof. Jablokow: Ich erhoffe viel von den demokratisch gewählten örtlichen Sowjets, die ab Februar 1990, nach den Neuwahlen, im Amte sein werden. Die bisherigen territorialen Räte waren oftmals in der Lage eines Bittstellers, haben sich mit ökologisch gefährlichen Projekten in ihrem Gebiet abgefunden.

Umweltbelastende Arbeitsplätze gibt es in der sowjetischen Industrie noch viele wie in diesem 90 Jahre alten metallurgischen Kombinat „Krassny Oktjabr" in Wolgograd. Das Werk wird bis 1995 schrittweise rekonstruiert.

Sie sahen darin mitunter die einzige Möglichkeit zur Entwicklung ihres Territoriums, weil mit den Großbetrieben Straßen, Wohnungen gebaut wurden. Außerdem müssen wir den Sowjets wieder ökonomische Mittel geben, damit sie die realen Herrn der Naturressourcen auf ihrem Territorium sein können. Damit sie das notwendige Geld haben, um selbst die für sie wichtigen Projekte

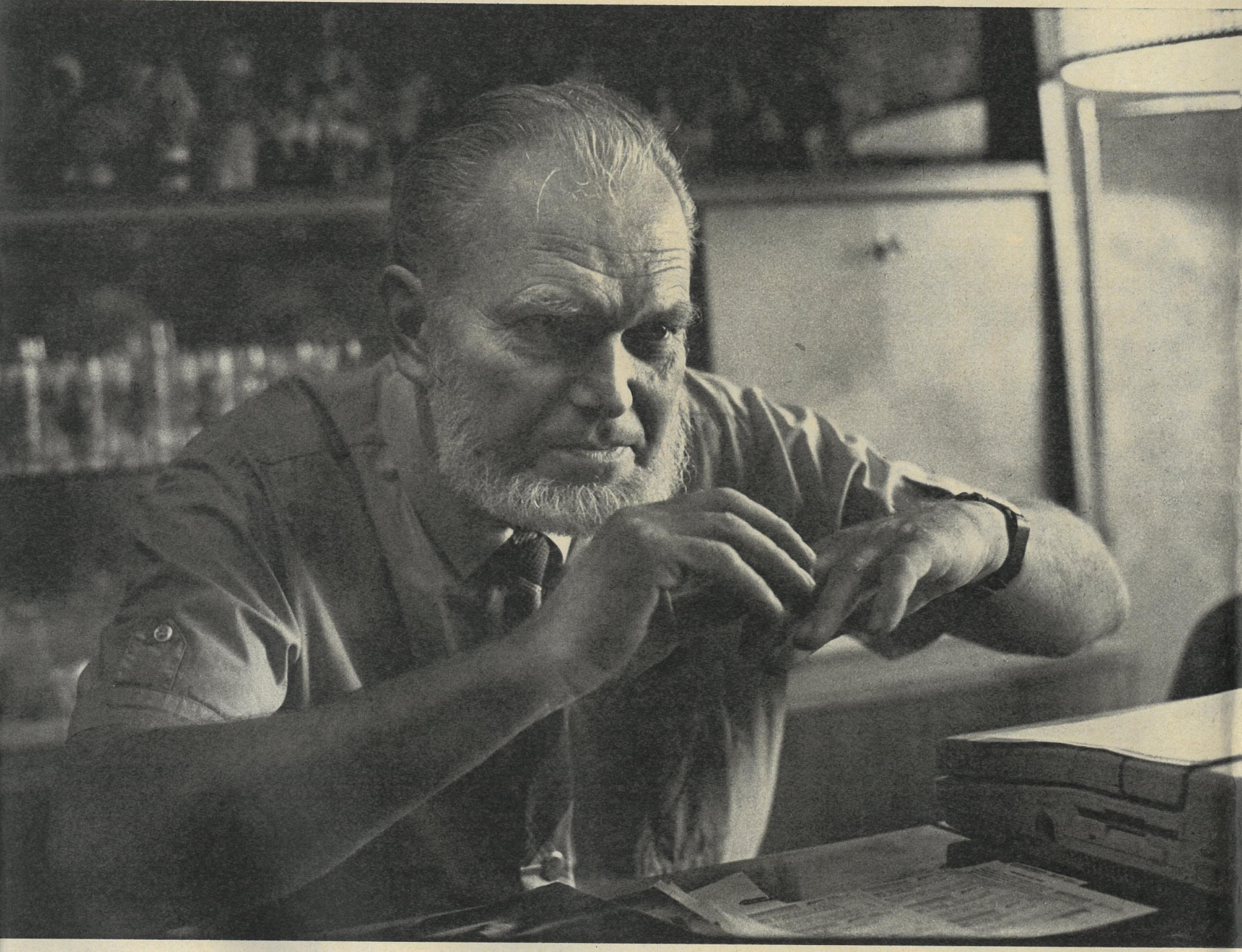
von detaillierten Strafkatalogen, die gegenwärtig Mitarbeiter des Staatlichen Komitees für den Schutz der Natur ausarbeiten. Halten Sie Strafen für ein geeignetes Mittel?

Prof. Jablokow: Nein. Viel effektiver ist das Prinzip, das in vielen Ländern der Welt, auch in der DDR, angewendet wird: Der Verschmutzer zahlt. Aber nicht nur für den Schaden, den er der

blieb schmutzig. Eine wichtige Forderung bei der ökologischen Umgestaltung besteht deshalb darin, von den Betrieben nicht nur Reinigungsanlagen zu verlangen, sondern auch den schrittweisen Übergang zu progressiven Produktionstechnologien, die wenig oder gar keine Abfälle ausstoßen.

An vielen Orten Ihres Landes entstanden in den letzten Monaten Umwelt-

bleiben. Sie unter einer Mütze zu vereinen wie eine grüne Partei etwa, halte ich für falsch. Im Gegenteil, diese Umweltschutzgruppen müßten wie Bienen bei der Honigsuche ausschwärmen und in ihren Gebieten mithelfen, die ökologische Situation zu verbessern, ohne dabei den Staat und die Partei von ihrer Verantwortung für den Zustand der Umwelt zu entbinden.



zu verwirklichen. Dann werden sie nicht abhängig sein von allgewaltigen überregionalen Behörden. Wir müssen die Gesetze so verändern, daß die kleinen Völkerschaften nicht nur ein Recht auf die Nutzung ihres Territoriums haben, sondern auch ihr Veto einlegen können gegen die Ausnutzung und Ausplünderung ihrer Ressourcen.

In zwei Jahren sollen die Gebühren für die Verschmutzung der Umwelt bei Ihnen drastisch erhöht werden. Man hört

Natur oder der Gesundheit der Menschen zugefügt hat, sondern er hat zugleich den ökologisch einwandfreien Zustand wiederherzustellen. Das wird bei uns meist vergessen. Was nutzte beispielsweise der lange Kampf mit dem metallurgischen Kombinat in Tscheboksary. Durch eine Havarie im dortigen Werk starben im Stausee auf der Oberen Wolga alle Fische. 20 Millionen Rubel zahlte das Kombinat schließlich. Das Geld verschwand in irgendwelchen staatlichen Kassen, aber die Wolga

schutzgruppen der Bevölkerung. Wie schätzen Sie derartige Aktivitäten ein?

Prof. Jablokow: Es ist gut, daß immer mehr Menschen über das Interesse an der Natur hinaus sich aktiv für die Umwelt einsetzen. Eine Möglichkeit ist die Bildung ökologischer Vereine. In einigen Regionen haben es die Umweltklubs geschafft, daß die ausgetretenen Pfade verlassen werden. Ich begrüße alle diese regionalen Aktivitäten. Es sollten viele unterschiedliche sein und

Warum engagieren Sie sich so sehr für die Ökologie?

Prof. Jablokow: Ich beschäftige mich von Kindheit an mit der Natur. Als Schüler und dann als Student war ich im Klub Junger Biologen des Moskauer Zoos Mitglied. Man hielt uns Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre für komische Käuze. Mein erstes Buch über Naturschutz schrieb ich 1958. Ich war also immer mit den Problemen des Umweltschutzes verbunden und habe

Das Herz wird mir bluten

stets versucht, selbst herauszufinden, was gut und was schlecht ist.

Sie wurden kürzlich zum stellvertretenden Vorsitzenden der Kommission für Ökologie und rationelle Nutzung der natürlichen Ressourcen des Obersten Sowjets der UdSSR gewählt. Welchen Projekten wird sich dieses Gremium widmen?

Prof. Jablokow: Das ist eine schwere Frage, die ich vorerst nicht befriedigend beantworten kann. Gegenwärtig sind wir eine Art Feuerwehrkommando, denn es brennt ja in allen Teilen unseres Landes. Deshalb ist unsere Kommission auch die mit den meisten Deputierten, insgesamt 50 aus allen Regionen der Sowjetunion.

Wenn ich Sie recht verstehe, werden Sie jetzt Berufspolitiker?

Prof. Jablokow: Ja, ich habe mich dazu entschlossen. In den nächsten fünf Jahren, für die ich gewählt wurde, werde ich, statt im Institut zu arbeiten, meine Hauptaufgabe darin sehen, die Ökologie unseres Landes mit verbessern zu helfen.

Hängen Sie denn nicht an der Wissenschaft?

Prof. Jablokow: Das Herz wird mir bluten... Aber nicht umsonst bezeichnete Michail Gorbatschow das Resultat der Wahlen zum Obersten Sowjet als unsere historische Chance. Bisher war ich meist oppositionell gestimmt, kritisierte dieses, hielt jenes für verbesserungswürdig. Jetzt nahm man mich beim Wort und sagte: „Also mach es richtig!" Es wäre unehrlich, mich nun in die wissenschaftliche Arbeit zurückzuziehen und zu sagen: „Das ist nicht meine Sache."

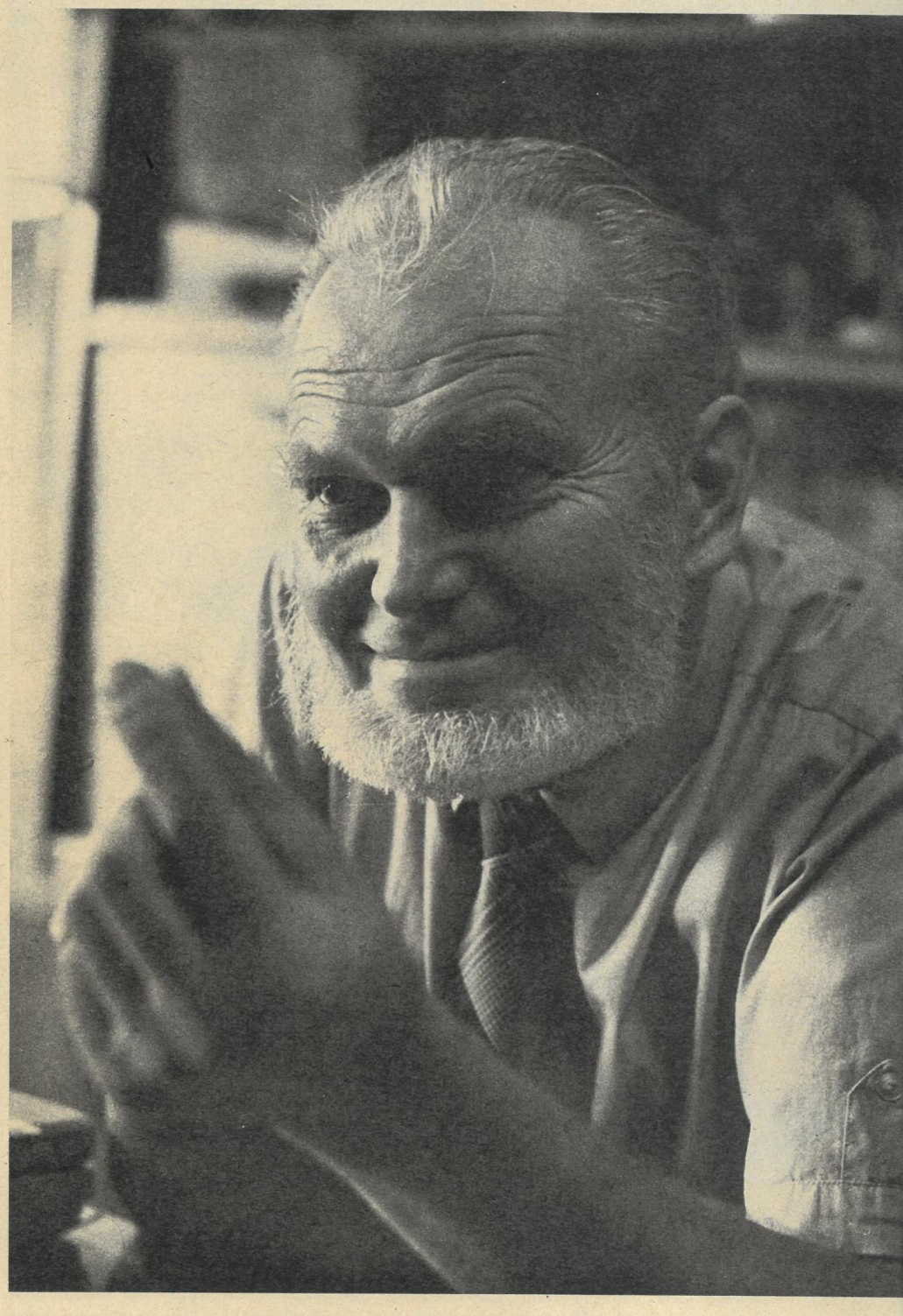
Angaben zur Person:
Professor Dr. Alexej Jablokow ist Deputierter des Obersten Sowjets der UdSSR, leitet als Stellvertreter die Kommission für Ökologie und rationelle Nutzung der natürlichen Ressourcen. Das Korrespondierende Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR war bisher Leiter eines Labors im Institut für Entwicklungsbiologie „N. N. Kolzow". Er wurde 1933 in Moskau geboren und studierte von 1951 bis 1956 Biologie an der Moskauer Universität. Bisher war sein Arbeitsgebiet die Theorie der Evolution in der Natur. Forschungsreisen führten ihn nach Indien, in die USA, nach Polen und Schweden. Er ist Autor mehrerer wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Bücher. In diesem Jahr erscheint die 3. Auflage seines Universitätslehrbuches über Evolutionstheorie.

Auf welche Weise haben Sie sich als Wissenschaftler mit Fragen der Umwelt auseinandergesetzt?

Prof. Jablokow: Ich bin Zoologe und seit meinem Universitätsabschluß im Jahre 1956 am Institut für Entwicklungsbiologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR beschäftigt. Der Veränderung an Meeressäugetieren, vor allem bei Walfischen und Delphinen, war zunächst meine wissenschaftliche Arbeit gewidmet. Später untersuchte ich unter anderem, warum Tiere asymmetrisch werden. Warum haben Fische plötzlich auf einer Seite 100 und auf der anderen Seite nur 50 Schuppen? Ursachen dafür sind eindeutig in der Verschlechterung ökologischer Verhältnisse zu suchen. Die gleiche Fischart beispielsweise ist im Staubecken eines schwedischen Wasserkraftwerkes symmetrisch und in der Nähe des Leningrader Atomkraftwerkes asymmetrisch. Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch an Fröschen, Fliegen und Eidechsen machen. Mit den von meinen Mitarbeitern und mir erarbeiteten Methoden untersuchten Wissenschaftlerkollegen einige Zeit vor dem Unglück in Tschernobyl die Fische des Flusses Pripjat, an dem das Kraftwerk liegt. Sie stellten große Asymmetrien fest. Anzeichen dafür, daß schon vor der Havarie dort sehr schmutzig gearbeitet wurde.
Meine Methode habe ich Fenetik genannt. Ich betrachte als Zoologe die Natur durch die „genetische Brille".

Wenn man aus Merkmalen bei Tieren auf Umweltverschmutzung schließen kann, ließe sich darauf nicht ein ökologischer Warndienst aufbauen?

Prof. Jablokow: Bis vor einigen Jahren wäre es durchaus noch möglich gewesen, bestimmte Fliegen und Würmer als Indikatoren für Umweltverschmutzungen zu benutzen. Ich hatte schon an einem solchen System gearbeitet. Dem schob der schnell steigende Einsatz von Pestiziden, chemischen Schädlingsbekämpfungsmitteln, in unserer Landwirtschaft einen Riegel vor. Meine Indikatoren verschwanden mehr und mehr. Wir setzen Pestizide nicht nur auf den Baumwollfeldern und bei solchen Kulturen ein, die nicht für die menschliche Nahrung verwendet werden. Wir bestäuben unkontrolliert Getreide, Gemüse, Obst. Das Ergebnis ist erschreckend. Eine Kontrolle der Lebensmittel in Leningrad ergab 1987, daß in 30 Prozent aller Nahrungsmittel Pestizidreste über die zulässige Norm hinaus enthalten waren. Sogar in Kindernahrungsmitteln! Pestizide können Lungen-, Darm- und Nervenkrankheiten erzeugen. Hier stehen nicht nur die Volkswirtschaft – denn Pestizide sind teuer –, sondern auch die Gesundheit unserer Bevölkerung auf dem Spiel.



Grün ist die Hoffnung, sagt man bei uns. Worauf gründet sich die Ihre?

Prof. Jablokow: Daß es Regierung, Partei und Bevölkerung gemeinsam gelingen wird, die Fehler der Vergangenheit zu mildern. Dazu ist im Ministerrat jetzt eine neue Abteilung gegründet worden, die sich speziell nur mit ökologischen Katastrophensituationen befaßt. Zum anderen wird das vor gut einem Jahr gebildete Staatliche Komitee für den Schutz der Natur zur Zeit in allen Landesteilen aktiv. Mit beiden wird unsere Kommission des Obersten Sowjets eng zusammenarbeiten. Vom Ministerrat verlangen wir eine rapide Verbesserung der Qualitätskontrolle unserer Umwelt und allumfassende staatliche ökologische Expertisen für jeden Bau neuer Industrieanlagen. Den Beschluß darüber faßte der Oberste Sowjet bereits 1985, zu Beginn der Perestroika. Aber er ist bisher nicht erfüllt worden. Mit dem Staatlichen Komitee für den Schutz der Natur haben wir den Entwurf eines gesamtstaatlichen ökologischen Programms beraten. Es sieht unter anderem vor, bis zum Jahr 2005 mehr als 400 Milliarden Rubel, darunter über 130 Milliarden für Investitionen in Naturschutzmaßnahmen, auszugeben. Das ist viermal mehr als in den vergangenen fünfzehn Jahren.

Große Durchsicht

Um allen Anfragen aus dem Wege zu gehen: Bei dem hier gezeigten Modell eines modischen Brustwickels, unter Fachleuten Top genannt, handelt es sich um ein Beratungsmuster. Mit anderen Worten, nichts ist Top secret.
Zwei Stunden dauerte die Sitzung, dann war das Werk vollbracht. Während die Linien des knappen, körpernahen Gemäldes von den Hügeln herab im Lichte der hallischen Sonne trockneten, atmete Fabiola tief durch, reckte sich und rief im Brustton der Überzeugung: „Jetzt erst fühle ich mich so richtig frei." – Ein schönes Lob. Über das sich besonders Ariane Garzarek freute. Für die 23jährige Kosmetikerin, Lehrausbilder im VEB Frisur und Kosmetik Halle, ist Körperbemalung die moderne Version des uralten Märchens von des Kaisers neuen Kleidern. Angezogen, und doch nackt... Wie kam sie zu dieser illusionistischen Kunst?
„Das war 1987 bei den Europameisterschaften der Friseure und Kosmetiker in Budapest", erzählt sie. „Als Mitglied der DDR-Nationalmannschaft startete ich in der Disziplin Kosmetik. Zu den Elementen, die bewertet werden, gehört die Gesichts- und Dekolleté-Malerei. Ein Gebiet, das ich besonders gern habe. Nun ja, und da kam mir eben der Gedanke..."
Doch bevor wir etwas näher auf ihn eingehen, sollten wir schnell einen Lidschatten auf das erfolgreiche Berufsle-

ben der Ariane werfen. 1985 – 7. Platz bei der DDR-Meisterschaft und Aufnahme in die B-Nationalmannschaft. 1986 – A-Nationalmannschaft und Kampf um den internationalen Pokal in Ungarn. 1987 – kosmetische Kämpfe in Poznan und Budapest. Ein Jahr darauf trug es sie und den Schminkkoffer nach Kuba. In diesem Jahr wartet Bulgarien auf die besten Verschönerungskünstler Europas. Doch zurück zur Kunst...

Acht Motive hat sich Ariane Garzarek in ihrer Freizeit (Körperbemalung gehört nicht zum kosmetischen Programm) erarbeitet. Beispielsweise einen Wasserfall als Ganzkörperbemalung, freche T-Shirts, elegante Abendgarderoben. „Es ist sehr schwer, Modelle zu finden. Deshalb kann ich wenig trainieren. Meistens probiere ich neue Motive auf Schablonen aus oder auf dem eigenen Schenkel." Was ist das Schwierigste an dieser Kunst? „Körpermalerei muß echt aussehen, ästhetisch sein, erotisch. Sie darf nie billig wirken." Und wozu braucht man sie? „Zu nichts eigentlich. Es ist ein Spaß."

*

Von dem uns immerhin eines bleibt: Die große Durchsicht auf Dinge, die sonst mehr oder weniger versteckt getragen werden. Und das ist sehr angenehm.

Bernd Siegmund (Text)
Michael Herrmann,
Detlef Christel (Fotos)

● Wörtlich

Es wird geschätzt, daß in den Entwicklungsländern ungefähr eine Milliarde Menschen unter dem Existenzminimum leben, 780 Millionen unterernährt sind, 850 Millionen nicht lesen und schreiben können, 1,5 Milliarden nicht medizinisch betreut werden, ungefähr ebenso viele Menschen arbeitslos sind und eine Milliarde Menschen unter unzumutbaren Wohnbedingungen leben.

Jorge Alberto Kreyness, Präsident des argentinischen Friedensrates

● Kurz berichtet

Kunstwerke auf tschechoslowakischen Briefmarken gehören seit Mitte der 60er Jahre zu den traditionellen Emissionen. Fachleute schätzen sie wegen der vollendeten stichtechnischen Umsetzung. Die kürzlich herausgegebene 6-Kčs-Marke (unten) stellt ein 1903 entstandenes Bild von Vojtěch Preissig dar.

80 Millionen Rubel hat die UdSSR in diesem Jahr bereits zur Aids-Prophylaxe und -Bekämpfung aufgewandt. Die Zahl der Virus-Träger betrug im Juli 312, 11 Personen waren erkrankt. Die meisten Infektionsträger (80) gab es in Kalmykien, dann folgten Moskau (38), Wolgograd (35), Odessa (19) und Rostow am Don (13).

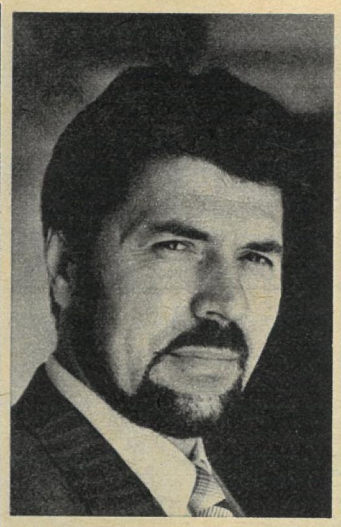
Mehr als 5 Millionen Anlagen, die Biogas erzeugen, sind insbesondere in den ländlichen Regionen Chinas im Betrieb. Sie decken dabei drei Prozent des Energiebedarfs der Volksrepublik im kommunalen Bereich und ermöglichen Einsparungen an Brennholz.

Eine wissenschaftliche Vereinigung für Kryptobiologie wurde in Leningrad gegründet. Sie befaßt sich mit der Erforschung von Lebewesen, deren Existenz bisher noch nicht endgültig nachgewiesen ist, aber auch mit rätselhaften Naturerscheinungen und Eigenschaften der menschlichen Psyche.

Judys wildes Wüten

Es sah gut aus auf den Feldern und in den Gärten im Primorjegebiet des sowjetischen Fernen Ostens. Hohe Erträge erhofften sich die Bauern von der Ernte. Allein: Judy, anfangs noch über dem Pazifik wirbelnd, schlug ihren Weg Ende Juli in Richtung des paradiesischen Gebietes von Primorje ein. Innerhalb von fünf Tagen zerstörte dieser Taifun mit sintflutartigem Regen Brücken, Straßen, Eisenbahnlinien und Häuser. „Land unter", meldeten 15 Rayons des nördlichen Teils von Primorje. Die Menschen retteten sich auf die Dächer ihrer Häuser, mit Booten auf höher gelegene Plätze, bis Hilfe kam. Im Rayonzentrum Nowopokrowka (Foto vom Hubschrauber aus) fanden die Bewohner des Ortes auf einem etwa 100 mal 200 Meter großen Platz in der Stadtmitte die einzige „trokkene" Zuflucht. Die von den Bergen in die Täler stürzenden Wassermassen hatten die zahlreichen Flüsse in dieser Gegend bis zu fünf Meter über Normal anschwellen lassen, rissen besten Boden, Gärten und Felder mit. Die Bewohner von Primorje erinnern sich kaum an solche Regenfälle. Nur die Älteren wissen zu berichten, daß Anfang der 50er Jahre ähnliche Überschwemmungen das Land heimsuchten. Fast paradox muß anmuten, daß zur selben Zeit, da sich hier die Menschen kaum vor Wasser retten konnten (15 Personen starben in den Fluten), auf der benachbarten Insel Sachalin Tausende Feuerwehrleute und Helfer mit großen Waldbränden zu kämpfen hatten. Seit Wochen war dort kein Tropfen Regen gefallen. Und während der Taifun Judy auch Japan nicht verschonte, meldeten die Nachrichtenagenturen aus anderen Teilen der Welt weitere Unbilden des diesjährigen Sommerwetters. In Frankreich Trockenheit und Waldbrände, an Nord- und Ostsee Stürme, Hagel und Gewitter in der BRD, Schnee in den Alpen, im Kaukasus gestern noch Hitze bis 38 Grad und heute, da diese Zeilen geschrieben werden, berichtet das hydrometeorologische Institut der Sowjetunion eben aus diesem Gebiet von starken Regenfällen. Und der Wetterkapriolen nicht genug, wird gemeldet: Ein neuer Taifun wirbelt über dem anscheinend gar nicht so Stillen Ozean in Richtung des sowjetischen Fernen Ostens.

Hajo Obuchoff (Text)
W. Nemirowski/APN (Fotos)



Wiedergeburt an der Wolga?

Auskunft für FREIE WELT gab Heinrich Grout, Vorsitzender der sowjetdeutschen Unionsgesellschaft „Wiedergeburt" und Sekretär der Kommission des Nationalitätensowjets des Obersten Sowjets der UdSSR zu Problemen der Sowjetdeutschen.

Den Beschluß zur Bildung Ihrer Kommission hat der Kongreß der Volksdeputierten gefaßt. Was wurde seither getan?

Zunächst haben sich die in die neue Kommission berufenen Abgeordneten mit dem Problem vertraut gemacht und umfangreiches Dokumentenmaterial studiert. Jetzt gibt es Zusammenkünfte mit der Leitung von „Wiedergeburt" und mit den regionalen Gesellschaften aus Kasachstan, Sibirien, Kirgisien, dem Altai und anderen Gegenden, wo zur Zeit die meisten Sowjetdeutschen wohnen.

Werden Sie auch in das Gebiet der ehemaligen Autonomen Republik der Wolgadeutschen fahren?

Das gerade wird unser nächster Schritt sein. Die Deputierten wollen sich mit der dortigen Bevölkerung unterhalten, ihre Meinung erforschen zu dem Vorhaben und natürlich mit Vertretern der Partei- und Wirtschaftsaktive der Saratower und Wolgograder Gebiete sprechen, in deren heutigen Territorien sich die ASSR der Wolgadeutschen befand.

Obwohl der Oberste Sowjet jetzt in die Parlamentsferien eingetreten ist, setzt die Kommission ihre Arbeit ohne Unterbrechung fort?

Ja, denn die Zeit zur Lösung unserer Frage ist begrenzt! In den letzten zwei Jahren sind immer wieder die Probleme der Sowjetdeutschen im ZK der KPdSU und im Nationalitätensowjet aufgeworfen und studiert worden, und in dieser Zeit hat sich nunmehr eine breite und aktive Massenbewegung des sowjetdeutschen Volkes entwikkelt, dessen Hoffnung und Geduld auch nicht grenzenlos sind.

Wann und worin sehen Sie ein erstes praktisches Ziel?

Noch in diesem Jahr erwarten wir die politische Entscheidung für das Recht des sowjetdeutschen Volkes auf eine souveräne nationale Entwicklung durch das Nationalitäten-Plenum des ZK der KPdSU – und dann die staatliche Entscheidung auf dem II. Kongreß der Volksdeputierten oder in einem speziellen Beschluß des Obersten Sowjets. Bis zum 19. Oktober 1990, dem historischen Datum des Leninschen Dekrets über die Bildung des Autonomen Gebiets – später ASSR – der Wolgadeutschen, könnte eine provisorische Regierung gebildet werden, die in den folgenden zwei Jahren den praktischen Aufbau der Republik in Angriff nimmt und die Übersiedlung der Sowjetdeutschen, die dies möchten, organisiert. Dann müßten die üblichen Wahlen zu allen Machtorganen stattfinden. In der Nähe der Städte Engels und Marx könnte man dann auch ein neues Zentrum der deutschen Zweimillionen-Bevölkerung in der UdSSR errichten.

„Wiedergeburt" will also nicht die gesamte sowjetdeutsche Bevölkerung an der Wolga ansiedeln?

Der Vorschlag unserer Gesellschaft sieht vor, die ASSR der Wolgadeutschen in ihren früheren Grenzen wiederzuerrichten und sie unter ihrer neuen Bezeichnung in der Tat als Heimstatt aller Sowjetdeutschen in der UdSSR zu proklamieren – gleich, welchen Wohnort sie vor dem Kriege hatten bzw. heute haben. Zugleich aber sollte in Regionen wie dem Orenburger Gebiet und dem Altai, wo die Sowjetdeutschen schon immer wohnten und sie während des Krieges nicht ausgesiedelt wurden, die Möglichkeit Nationaler Rayons der Sowjetdeutschen geprüft werden. Die meisten Sowjetbürger deutscher Nationalität verknüpfen jedoch ihre Zukunft mit der Wiederherstellung der 1941 unrechtmäßig aufgelösten Autonomen Republik der Sowjetdeutschen.

Interview: Paul Wurche

Berlin-Besuch

Im Zeichen bewährter Zusammenarbeit stand eine Begegnung zwischen dem Präsidenten der Gesellschaft für DSF, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Erich Mückenberger, und einer Delegation des Hauptvorstandes der Gesellschaft für Polnisch-Sowjetische Freundschaft unter Leitung ihres Vorsitzenden Hendryk Bednarsky. Beide Seiten äußerten ihre Sorge über die neonazistische Entwicklung in der BRD.

Kaviar-Kreuzung

Experimente zur industriellen Aufzucht von Stör-Hybriden werden seit zwei Jahren im Forschungsinstitut für Fischzucht im südungarischen Szarvas betrieben. Spezielle Kreuzungen waren jetzt von Erfolg gekrönt: Eine neue Art (Foto unten) erreicht ihr Endgewicht in der Hälfte der bisher notwendigen Zeit. Das im Institut entwickelte Verfahren scheint für eine breite Anwendung besonders geeignet, da es vom Standort unabhängig ist und die Aufzucht der begehrten Kaviarproduzenten ausschließlich unter künstlichen Bedingungen – Teiche und Becken – vorsieht.

Schlamm-Show

Kein Wassergraben (Foto oben) war für die Geländefahrzeuge zu tief, die am nationalen tschechoslowakischen Treffen von geländegängigen Fahrzeugen bei Šumperk am Oberlauf der Morava teilnahmen. Den Besuchern wurden hier Fahrzeuge sowohl historischer als auch moderner Bauart vorgeführt. Manche der militanten Oldtimer erinnern an die Befreiungsschlachten des Weltkriegs.

Meister-Manege

Mehrere Jahre war der bei den Moskauern wegen seiner unverwechselbaren Atmosphäre so beliebte Zirkus am Blumen-Boulevard im Zentrum der Stadt geschlossen. Nach einem Projekt finnischer Architekten erhielt der Bau ein neues Gesicht. Ob im Innern bei Einsatz aller Elemente moderner Technik der alte Arena-Geist gewahrt wurde, wird sich bei der Premiere zeigen.

Schau der Verblüffungen

Sicherlich nicht nur den Laien Verblüffendes bekam man kürzlich im Moskauer gesellschafts-politischen Zentrum des Proletarischen Rayons buchstäblich vorgeführt. Über 40 Vertreter aus Zentren zur Entwicklung des bildhaften Gedächtnisses – von den Fachleuten „Eidologie“ genannt – waren zu einem dreitägigen Treffen aus Moskau und dem Moskauer Gebiet, aus Tbilissi, Riga, Pjatigorsk, Krasnojarsk und Ishewsk zusammengekommen. Die 12jährige Shenja Gurtudshjan aus Pjatigorsk konnte sich im hypnotischen Zustand der „Versteifung“ (Foto unten) beispielsweise innerhalb nur einer halben Minute mühelos Tabellen mit zweieinhalb Dutzend Figuren einprägen. Die Kinder und Erwachsenen wetteiferten in der Kunst des schnellen Einprägens von Wörtern, Zeichnungen, Ziffern und demonstrierten dem zum Teil verblüfften Publikum Möglichkeiten der Körperbeherrschung, wobei sie bis zu sieben Tätigkeiten gleichzeitig ausführten und danach noch einen bis dahin ihnen unbekannten, nur einmal vorgelesenen Text fehlerlos wiederholten. Für die Pädagogen, Psychologen und Ärzte – auf dem Foto oben der durch Experimente mit „Hochfrequenz-Biowellen“ bekannt gewordene Dr. Zsjan – die zahlreich der Einladung gefolgt waren, ein willkommener Anlaß, Perspektiven der Nutzung solcher ungewöhnlichen und in Fachkreisen noch immer nicht unumstrittenen Methoden für den Lehrprozeß und beispielsweise beim Fremdsprachenunterricht zu diskutieren.

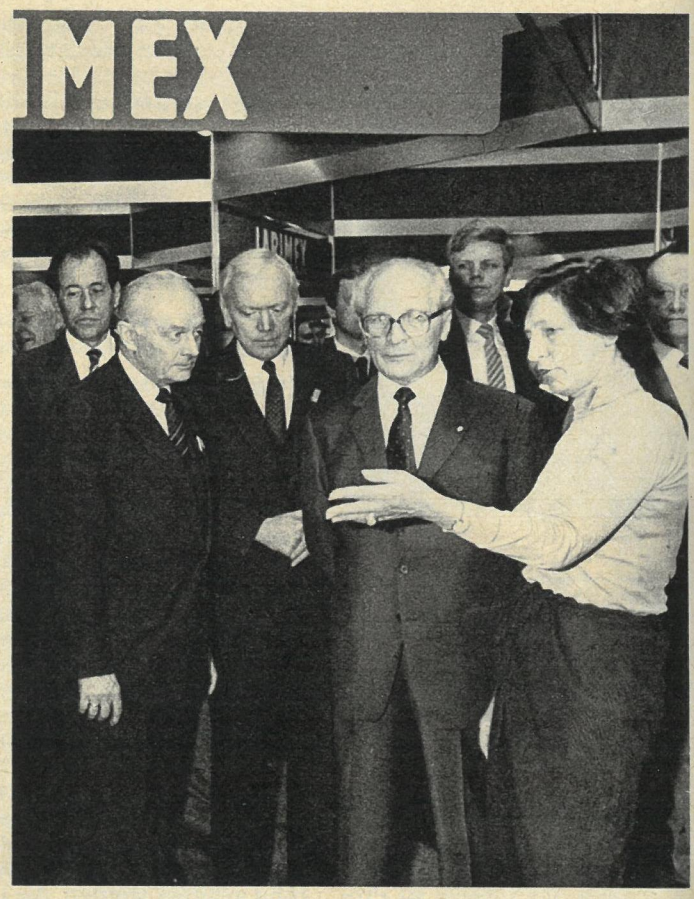
Dieter Martin

Vater nimmt Babyjahr?

Die jungen Familien in Bulgarien machen ein Sechstel aller Ehepaare im Lande aus. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes jung: bulgarische Frauen heiraten im Durchschnitt mit 22 und Männer mit 25 Jahren. Soziologischen Untersuchungen zufolge bedeuten den Jungvermählten die Kinder mehr als die Ehe selbst: 85 von 100 Befragten hielten ein Leben ohne Ehepartner für nicht vollwertig, aber 95 von 100 fühlten sich ohne Kinder unvollkommen und unbefriedigt. Gleichzeitig jedoch ist – wie in ganz Europa – die bulgarische Geburtenrate niedrig: als typisch gilt eine Familie mit nur einem oder zwei Kindern (vier Fünftel aller Familien); knapp 10 Familien von 100 haben drei Kinder, und die Zahl der Familien mit vier oder mehr Kindern ist unbedeutend. Charakteristisch für die junge bulgarische Familie ist ebenfalls, daß sie in der Regel von der älteren Generation materiell unterstützt wird: 80 von 100 Ehepaaren erhalten regelmäßig eine nicht unbedeutende finanzielle Unterstützung von den Eltern, andere bekommen von ihnen

eine Wohnung, die Einrichtung... Um den Lebensstandard der jungen bulgarischen Familien zu erhöhen, wurde in den letzten Jahren das Mindestgehalt junger Hochschulabsolventen um 30 Prozent erhöht, auch kamen günstige Kreditmöglichkeiten hinzu. Junge Ehepaare werden bei der Vergabe von Wohnungen bevorzugt berücksichtigt, bei der Geburt eines Kindes werden zwei Jahre bezahlter und ein Jahr unbezahlter Mutterschaftsurlaub gewährt, den nach einem kürzlich beschlossenen Gesetz auch der junge Vater als „Vaterschaftsurlaub“ in Anspruch nehmen kann.

Lidia Welitschkowa



Geschenk eines alten Freundes

Er bezeichnet sich selbst als alten Freund der DDR – Maciej Wirowski, Chef der Kanzlei des Sejm der Volksrepublik Polen. Die ersten Kontakte mit dem Nachbarland knüpfte der junge Chemieingenieur bereits in den 50er Jahren. „Ich hatte mit Kollegen zu tun, die nicht viel redeten, sondern fest zupackten“, erinnert er sich. Weitere Begegnungen jenseits der Oder-Neiße-Grenze folgten, da er als Regierungsbevollmächtigter seines Landes für den Bau der Erdölleitung „Freundschaft“ und in der Plankommission tätig war. Besonders gern jedoch denke er an die Zeit von Januar 1981 bis April 1986 zurück, in der er Botschafter Volkspolens in der DDR war (Foto: Während der Frühjahrsmesse 1986 begrüßt Maciej Wirowski, 3.v.r., Erich Honecker und weitere Mitglieder der Partei- und Staatsführung am Stand der VR Polen). Zum einen, weil in dieser Zeit die ökonomische Zusammenarbeit ein neues Niveau erreichte. Bei heutigen Besuchen in der DDR erinnere er sich unter anderem an die Arbeit polnischer Fachleute in Jänschwalde oder der Restauratoren seines Landes in Berlin, Dresden, Potsdam und Wernigerode. Zum zweiten habe ihn damals der Beginn des Kinder- und Jugendaustausches sehr beeindruckt. „Als wir den Auftrag bekamen, den Austausch von jeweils 100 000 Mädchen und Jungen zu organisieren, meinten viele, das sei unmöglich – aber wir haben es geschafft. Diese Aktion ist heute wohl der beste Beweis für die neue Qualität der Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern und Staaten“, meint Maciej Wirowski. Die positiven Wirkungen des Austauschs potenzierten sich, wollten doch Verwandte und Bekannte der Kinder alles genau wissen und haben so teil an deren Eindrücken. Drittens sei es während seiner Amtszeit in Berlin mit Unterstützung von DDR-Volksbildungsminister Margot Honecker gelungen, den Polnisch-Unterricht für jene Kinder zu organisieren, bei denen ein Elternteil aus Polen kommt. „Niemand wird es mir also verübeln, wenn ich stolz bin, an all dem Anteil gehabt zu haben, wenn ich mich als Freund der DDR sehe“, sagt er. Deren Werktätige hätten in 40 Jahren angestrengter Arbeit viel geschaffen. Die Menschen wüßten, daß sich ihrer Hände Arbeit lohnt. Sie bauten ihren Staat auf, der ihnen das Gefühl sozialer Geborgenheit und Vertrauen in eine sichere Zukunft gebe, betonte Maciej Wirowski. Er habe in seinen Berliner Jahren selbst miterlebt, wie die Wirtschaft vorankam, Reformen zählbare Ergebnisse brachten. Sollte er durch sein Wirken zur weiteren Festigung der freundschaftlichen Beziehungen beider Länder beigetragen haben, sei das sein Geschenk zum 40. Geburtstag der DDR.

Jörg Schläwe

Ein Bube, der nicht sticht

Dreimal drohte die Pariser Kambodscha-Konferenz schon in ihrer ersten Phase am Veto Khieu Samphans, des Verhandlungsführers der „Roten Khmer", zu scheitern. Erst bei einem eigens einberufenen Arbeitsessen mit Chinas Außenminister Qian Qichen ließ sich das einstige Staatsoberhaupt (1976–79) des Pol-Pot-Regimes davon überzeugen, daß seine Blockade-Taktik den eigenen, ohnehin miserablen Ruf unter den Konferenzteilnehmern aus 19 Ländern vollends ruinieren würde. Die Internationale Kambodscha-Konferenz, die am 30. Juli mit einem Außenministertreffen begann und sich inzwischen in einen Sitzungsmarathon auf Expertenebene verwandelt hat, könnte in die Geschichte Kambodschas als entscheidender Schritt zum Frieden eingehen. Zumal, da Vietnam seine Truppen ohnedies bis zum 27. September aus dem Nachbarland abziehen will, womit das Scheinargument, eine angebliche „vietnamesische Okkupation" verhindere jegliche Friedenslösung, endgültig gegenstandslos wird. „Doch ist es zu früh, schon Siege zu verkünden", meinte auch die Pariser Zeitung „Le Monde". Die „Roten Khmer", deren Schuldkonto auf ewig mit den drei Millionen Toten ihrer Herrschaftszeit belastet bleibt, haben durch ihre Veto-Versuche ein weiteres Mal offengelegt, wer dem Frieden am Mekong tatsächlich im Wege steht. Die rechtmäßige Regierung des Staates Kambodscha unter Ministerpräsident Hun Sen beharrt eben darum auf einer Lösung, die eine Rückkehr der Pol-Pot-Clique an die Macht ausschließt. Zu weitgehenden Kompromissen durchaus bereit, widersetzt sie sich auch den Versuchen des wetterwendischen Ex-Staatschefs Norodom Sihanouk, den „Rote-Khmer-Buben" als Trumpfkarte ins eigene Spiel zu mischen. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Pnom-Penh und den drei Khmer-Gruppierungen im Exil sind nach wie vor groß – „größer als je zuvor", hat Sihanouk verkündet.

Dabei ist unbestritten, daß der Prinz im künftigen Kambodsha eine wichtige Rolle spielen kann. Bei Gesprächen im Land der Khmer hört man es immer wieder: „Sihanouk mag kommen – aber er darf Pol Pot nicht mitbringen!"

Detlef-Diethard Pries

Mit Dostojewski in Ljubljana

Nur wenige Maler und Grafiker haben wie ich Moskau in Verbindung zu Dostojewski gebracht, es gibt kaum Bilder von den alten Stadtvierteln Margina Roscha und Boshedomka. Doch ist der große Schriftsteller in Moskau geboren, hier verbrachte er die ersten sechzehn Jahre seines Lebens. Blockhäuser standen damals an der Boshedomka-Straße. Mitten in diesem Armenviertel wurden in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts die prunkvollen Empiregebäude einer Höheren Schule für bürgerliche Töchter und des Marien-Armenhospitals erbaut. Der Kontrast zwischen Ärmlichkeit und Pracht reizte mich vor zwölf Jahren erstmals zum Aquarellieren an diesem Ort. Die Häuser, die alten Eichen im Park hatten noch die Atmosphäre bewahrt, aus der Dostojewski seine Werke „Arme Leute", „Erniedrigte und Beleidigte", „Der Jüngling" schöpfte. Inzwischen steht nur noch das Ensemble aus Schule und Hospital, in dem Dostojewskis Vater als Arzt arbeitete. Die Holzhäuser sind einem Bauplatz gewichen. Seither habe ich auch in Twer gemalt, wo die Handlung der „Dämonen" angesiedelt ist, in Semipalatinsk, wohin Dostojewski zur Zwangsarbeit verschickt war, an seinem Sommersitz in Staraja Russa – ausgerechnet in dieser Idylle schrieb er sich das Drama der Karamasows von der Seele – und selbstverständlich in Leningrad. Hier entstanden u. a. die Bilder des Hauses, in dem der Schriftsteller starb (oben), und vom Hof des Hauses der Wucherin aus „Schuld und Sühne". Mit einigen meiner bisher über fünfhundert Aquarelle war ich kürzlich nach Ljubljana eingeladen. Eine Juliwoche lang tagte in der jugoslawischen Universitätsstadt das 7. Symposium der internationalen Dostojewski-Gesellschaft. Seit ihrer Gründung 1971 finden die Tagungen alle drei Jahre in einem anderen Land statt. Diesmal waren achtzig Dostojewski-Kenner aus fünfzehn Staaten angereist, um über sehr heutige Themen, wie „Formung der Persönlichkeit im Kindesalter" oder „Fürst Myschkin und Aitmatows Awdi Kallistratow", zu diskutieren. Sie wählten Professor Rudolf Neuhäuser aus Klagenfurt zu ihrem neuen Präsidenten und Oslo zum Ort des nächsten Treffens 1991. Mein Weg soll mich in der Zukunft noch nach Omsk führen, wo Dostojewski im Zuchthaus saß, und an weitere Stätten, die mit seinem Namen verbunden sind.

Elisabeth Klutschewskaja

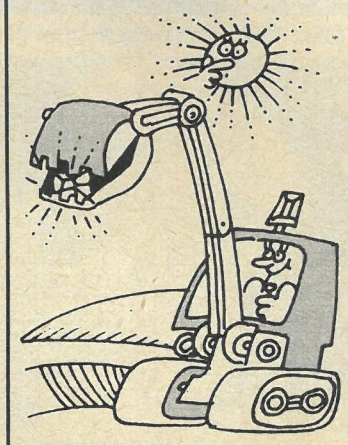
● Gut gesagt

Jeder Tag hat seine Eigenart, ist in gewissem Sinne unwiederholbar; aber in bestimmten Dingen muß doch Ordnung und ein bestimmtes Regime herrschen.

Nasta Baumrukova, Arbeits- und Sozialminister der ČSSR

● Am Rande

Seit Beginn der industriellen Aufbereitung von Kimberlit-Lagerstätten sind in Jakutien schon zahlreiche Diamanten erster Güte gefunden worden. Dazu zählen streichholzschachtelgroße Stücke, denen gegenüber sich die legendären indischen Diamanten recht bescheiden ausnehmen. – Karate-Klasse!



● Persönliches

Die rumänische Folklore-Sängerin DANIELA CONDURACHE ererbte einen Großteil ihres Liedschatzes von Mutter und Tante. Mit den Liebes-, Hochzeits- und Soldatenliedern ist sie bereits in Italien, Jugoslawien, Bulgarien, Ungarn und der Sowjetunion aufgetreten.

Modellbauer aus Leidenschaft sind GYULA BOGDANI und NANDOR SEINECZI. Sie gehören zu den ältesten Mitgliedern des Modellbauklubs im nordungarischen Hatvan und haben schon mehrere Dutzend Schiffe originalgetreu im Mini-Format nachgebildet.

Das tschechoslowakische Ehepaar ANNA und ZDENĚK JAKUBSKÝ züchtet schon seit 25 Jahren Kakteen, Sukkulenten, Zitrusfrüchte und andere exotische Pflanzen. Im vergangenen Jahr ist es ihnen gelungen, einen asiatischen Bananenbaum aufzuziehen.

In mehr als 300 Gläsern bewahrt der Chirurg Dr. KRASTJO aus dem bulgarischen Gabrowo die Gallensteine seiner Patienten auf. Zu den Unikaten gehört ein Exemplar von 6 mal 2,5 cm. Eine 72jährige hatte mehrere hundert Steinchen.

Fotos: ADN-ZB (2), V. Billeb (2), I. Chadshimischew, CNA, V. Hohlfeld (3), TASS (2); Vignette: D. Schüler.

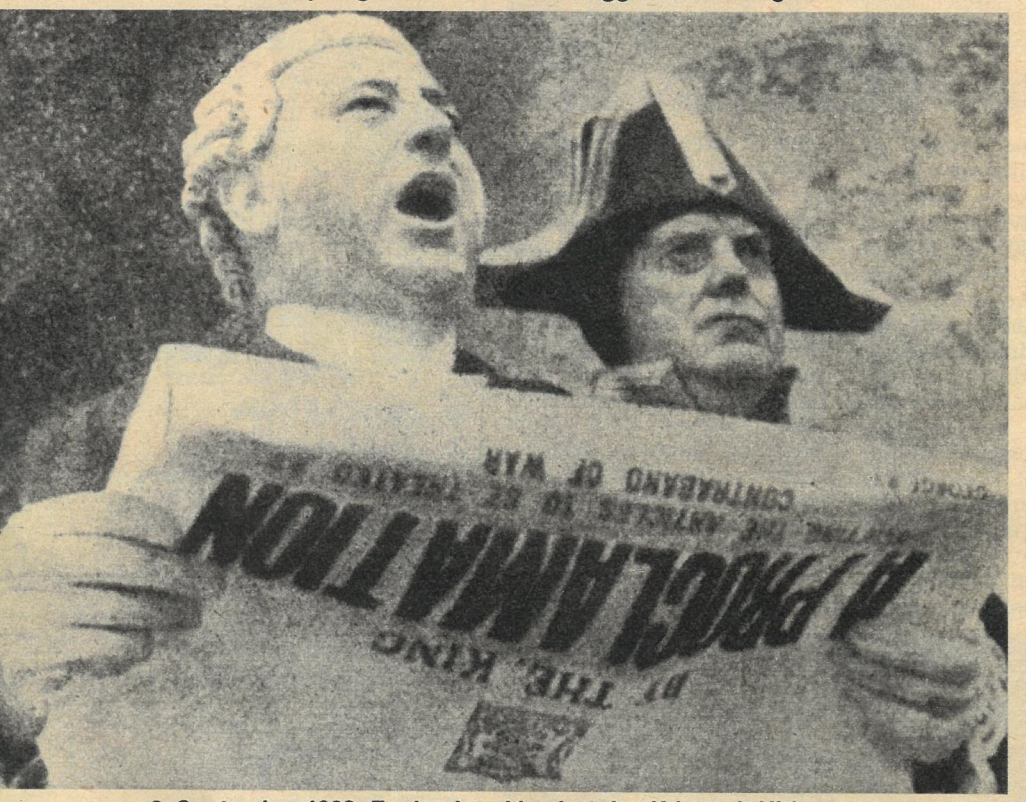
März 1939: Empfang für den deutschen Aggressor in Prag.

„Komischer Krieg“: Polen kämpft, Englands Armee spielt Karten.

1.9.1939,

VOR FÜNFZIG JAHREN BEGANN

Das große Geheimnis, in dem dieser Krieg geboren wurde, ist längst enthüllt. Jeder kennt es: gezeugt und geboren wurde der Krieg in Deutschland. Hitler, hinter ihm das große Kapital und die hohe Generalität, versessen auf Revanche für die Niederlage von 1918, haben den Krieg



3. September 1939: England proklamiert den Krieg mit Hitler.

September 1939: Massenerschießung polnischer Kriegsgefangener.

März 1938: Der „Anschluß“ Österreichs – die erste Annexion.

Chamberlain 1938: Englands Premier läßt die Tschechoslowakei im Stich.

Oktober 1939: Hitler nimmt in Warschau die Siegesparade ab.

4 Uhr 45

DER ZWEITE WELTKRIEG

gewollt und vorbereitet. Hitler hat ihn ausgelöst, als ihm die Zeit gekommen schien. Wie es endete, wissen alle. Wissen alle, wie es anfing? Das große Geheimnis, das jeder kennt, besteht aus tausend kleinen Geheimnissen, die nicht jeder kennt.

Eine Dokumentation von Jürgen Jessel

1. September 1939: Im Rücken deutscher Panzer fallen Polens Grenzsteine.

Herbst 1939: Gleis frei für den deutsch-sowjetischen Handel.

August 1939: Westliche Unterhändler ohne Vollmacht in Moskau.

Als Englands Premier Chamberlain und Frankreichs Ministerpräsident Daladier auf dem Münchner Altar ihrer „Beschwichtigungs-Politik" die Tschechoslowakei opfern, prophezeit Iwan Maiski, sowjetischer Botschafter in London: „Der Völkerbund und die kollektive Sicherheit sind tot." Das ist die Frage im Herbst 1938: Haben die Westmächte die letzte Chance gemeinsamen europäischen Widerstands gegen Hitler endgültig vertan? Mit anderen Worten: Ist der große Krieg jetzt unvermeidlich?

Die „ukrainische Frage"

Eine Woche vor Weihnachten 1938 notiert Ulrich von Hassell, deutscher Botschafter in Rom, nach einem Gespräch mit Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär im Außenministerium, in seinem Tagebuch: „Er machte eine ziemlich bedenkliche Beschreibung von der Ribbentropschen oder Hitlerschen Außenpolitik, die offensichtlich auf den Krieg loswolle; man schwanke nur, ob gleich gegen England... oder zuerst im Osten zur Liquidation der deutsch-polnischen und der ukrainischen Frage..."

Herbert von Dircksen, deutscher Botschafter in London, meldet Anfang Januar nach Berlin: „Es ist anzunehmen, daß man sich, entsprechend der Grundtendenz der Chamberlainschen Politik, mit einer Expansionspolitik Deutschlands in Osteuropa abfinden wird... Man rechnet damit, daß der erste Anstoß einer Neuordnung Osteuropas von der ukrainischen Frage ausgehen wird, die von Deutschland aufgenommen und einer Lösung zugeführt werden würde." Die „Lösung" der „ukrainischen Frage" heißt nichts anderes als Krieg gegen die UdSSR.

Am 13. März 1939 erklärt Peter Kleist, ein enger Mitarbeiter des Außenministers Ribbentrop, im vertraulichen Gespräch mit einem Journalisten: „Im Verlauf der weiteren Verwirklichung der deutschen Pläne bleibt der Krieg gegen die Sowjetunion die letzte und entscheidende Aufgabe der deutschen Politik."

Der „Fall Weiß"

Am 15. März marschiert die deutsche Wehrmacht in die ČSR ein. Hitler unterschreibt den Erlaß über das deutsche „Protektorat Böhmen und Mähren".

In einer Protestnote nennt die Sowjetregierung die Besetzung der ČSR einen „Akt der Willkür, der Gewalt und der Aggression". Gleichzeitig schlägt sie Großbritannien, Frankreich, Polen, Rumänien und der Türkei eine Konferenz zur Beratung der neuen Situation vor.

Chamberlain braucht nur 24 Stunden, um den sowjetischen Vorschlag abzulehnen. Immerhin zieht er seinen Botschafter aus Berlin zurück. Von der Opposition bedrängt, erklärt der Premier endlich am letzten Tag im März vor dem Unterhaus: England wird für Polen kämpfen, wenn Polen selbst Widerstand leistet. Die gleiche Garantie gibt Chamberlain auch Rumänien, Griechenland und der Türkei. Frankreich schließt sich an.

Drei Tage zuvor ist Madrid gefallen. Deutschland und Italien beeilen sich, das Franco-Regime diplomatisch anzuerkennen. Litauen, unter Druck gesetzt, tritt am 22. März das Memelgebiet an Deutschland ab. Am nächsten Tag sind die Wehrmacht und Hitler in Memel (Klaipeda). Wenig später „springt" die italienische Armee über die Adria und besetzt Albanien. Hitler kündigt für Anfang September den nächsten Parteitag an, und er hat auch gleich einen passenden Namen parat: „Parteitag des Friedens".

Am 11. April ergeht die „Weisung für die einheitliche Kriegsvorbereitung für 1939/40" an die Wehrmacht. In Anlage II zum „Fall Weiß" heißt es: „Die Aufgabe der Wehrmacht ist es, die polnische Wehrmacht zu vernichten. Hierzu ist ein überraschender Angriffsbeginn anzustreben..."

„Danzig ist nicht das Objekt"

Die UdSSR bietet England und Frankreich ein Dreier-Bündnis für fünf bis zehn Jahre an. Der Vertragsentwurf wird am 17. April in London, zwei Tage später in Paris übergeben. Die Pakt-Partner sollen sich im Fall eines Angriffs gegenseitig beistehen und sich außerdem verpflichten, „den osteuropäischen Staaten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, die an die Sowjetunion grenzen, im Falle einer Aggression gegen diese Staaten jede, auch militärische Hilfe zu erweisen".

Rumäniens Außenminister Gafencu macht, aus Warschau kommend, Visite in Berlin. Seine wichtigste Botschaft: weder sein Land noch Polen seien an einer Verständigung mit der UdSSR interessiert. Außerdem verspricht Gafencu, reichlich Erdöl zu liefern.

Am 17. April deutet der sowjetische Botschafter in Berlin, Merekalow, gegenüber Staatssekretär von Weizsäcker den Wunsch seiner Regierung an, mit Deutschland „auf normalem Fuß" zu leben. Der spätere Geschäftsträger der sowjetischen Botschaft, Botschaftsrat Astachow, lädt Ribbentrops Vertrauten Kleist zum Tee ein, um ihm mitzuteilen, daß ideologische Gegensätze kein Hindernis für politische Zusammenarbeit sein müßten.

Am 28. April kündigt Hitler den Nichtangriffspakt mit Polen von 1934 und das deutsch-britische Flottenabkommen von 1935. Anfang Mai weist Propagandaminister Goebbels die deutsche Presse an, „die Polemik gegen die Sowjetunion und den Bolschewismus einzustellen".

Vor der versammelten Generalität hält Hitler am 23. Mai eine Rede. Im Protokoll des Chefadjutanten, Oberstleutnant Schmundt, heißt es: „Weitere Erfolge können ohne Blutvergießen nicht mehr errungen werden... Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraums im Osten..."

Im Hintergrund Japan

Gespräche zwischen Moskau, London und Paris über einen Sicherheitspakt gehen weiter, kommen aber nicht voran. Den Grund nennt die Sowjetregierung in einer Stellungnahme vom 31. Mai: „Die Engländer und Franzosen... wollten sich im Falle des Überfalls von Aggressoren auf Polen und Rumänien die Hilfe der UdSSR sichern, aber sie ließen die Frage offen, ob die UdSSR ihrerseits auf ihre Hilfe rechnen kann, wenn ein direkter Überfall von Aggressoren auf sie erfolgt..."

Am gleichen Tag sagt Molotow vor dem Obersten Sowjet, daß sich die Sowjetunion nach wie vor für „eine zuverlässige und effektive Abwehrfront der nichtaggressiven Mächte" einsetzt. Auf die Gefahr einer diplomatischen Isolierung hinweisend, erklärt der Außenminister: „Indem wir Verhandlungen mit England und Frankreich führen, halten wir es durchaus für notwendig, sachliche Beziehungen auch mit solchen Ländern wie Deutschland und Italien zu unterhalten."

Seit 1936 haben japanische Truppen in mehr als zweihundert Fällen die Grenze zwischen der UdSSR und der von Japan okkupierten Mandschurei verletzt. Im Juli 1938 ist es am Chassan-See zu ernsthaften militärischen Auseinandersetzungen gekommen. Jetzt, im Sommer 1939, flammen die Kämpfe am Fluß Chalchyn gol erneut auf.

Ende Juni nimmt Mikojan die vor Monaten begonnenen, zeitweise unterbrochenen Wirtschaftsgespräche mit deutschen Diplomaten wieder auf. Auch in Berlin kommt es zu neuen Kontakten zwischen Experten. In diesem Zusammenhang informiert Staatssekretär von Weizsäcker Graf Schulenburg, den deutschen Botschafter in Moskau, daß Deutschland bereit sei, „lebenswichtige sowjetische Ostseeinteressen" zu respektieren.

Gleichzeitig sondiert ein Ministerialdirektor Wohlthat, Mitarbeiter Görings, in Gesprächen mit Übersee-Minister Hudson und Chamberlains Berater Wilson das Gelände in London. Für den Fall einer Verständigung über alle strittigen Fragen, erfährt Wohlthat, schließe London die Zurücknahme der Garantie für Polen nicht aus.

„Ich brauche die Ukraine"

Der letzte Friedensmonat beginnt mit einem Angebot Ribbentrops an den sowjetischen Geschäftsträger in Berlin, ein Geheimabkommen über die beiderseitigen Interessensphären zwischen Ostsee und Schwarzem Meer zu schließen. Am 4. August berichtet Schulenburg nach Berlin: „Mein Gesamteindruck geht dahin, daß die Sowjetregierung gegenwärtig entschlossen ist, mit England und Frankreich abzuschließen, falls diese sämtliche sowjetische Wünsche erfüllen."

Von Weizsäcker notiert am 6. August in seinem Tagebuch: „Wir werden in Moskau dringlicher... Moskau verhandelt nun mit zwei Seiten und behält sich das letzte Wort sicher noch einige Zeit vor, jedenfalls länger als es unseren Terminen und unserer Ungeduld paßt."

Im Auftrag Ribbentrops erklärt ein hoher Beamter des Außenministeriums dem sowjetischen Botschaftsrat Astachow am 10. August, die deutschen Interessen in Polen seien begrenzt und brauchten „in keiner Weise mit irgendwelchen sowjetischen Interessen zu kollidieren, wir müßten diese Interessen nur kennen". Die sowjetische Diplomatie reagiert, wie in anderen ähnlichen Fällen, zurückhaltend.

In der begründeten Erwartung, daß sein Gesprächspartner, was er hört, nach London weitergibt, erklärt Hitler am 11. August dem Hohen Kommissar des Völkerbundes für Danzig, Carl Burckhardt: „Alles, was ich unternehme, ist gegen Rußland gerichtet; wenn der Westen zu dumm und zu blind ist, um dies zu begreifen, werde ich gezwungen sein, mich mit den Russen zu verständigen, den Westen zu schlagen und dann nach seiner Niederlage mich mit meinen versammelten Kräften gegen die Sowjetunion zu wenden. Ich brauche die Ukraine..."

An eben diesem 11. August trifft eine englisch-französische Militärmission in Moskau ein. Marschall Woroschilow, Volkskommissar für Verteidigung, steht bereit, um die militärischen Aspekte eines Sicherheitsvertrages auszuhandeln. Seine Gesprächspartner – wie sich herausstellt, sämtlich zweitrangige Of-

1. 9. 1939. 4 Uhr 45

Das Ende: Reste des noch von Hitler ernannten „Schattenkabinetts" – Speer, Dönitz, Jodl (v. l. n. r.) – haben bis zum 23. Mai 1945 mit englischer Duldung in Flensburg Regierung gespielt.

fiziere – haben für die Anreise einen Frachtdampfer mit Passagierkabinen benutzt, der für die Fahrt nach Leningrad zwei Wochen benötigte. Leiter der englischen Mission ist ein pensionierter Admiral, der, wie sein französischer Kollege, keinerlei Vollmachten besitzt.

Am 15. August ist im Gespräch zwischen Molotow und Schulenburg zum erstenmal die Rede von einem Nichtangriffspakt. Molotow betont das sowjetische Interesse an dieser „Idee".

Tagebuchnotiz von Weizsäckers vom 18. August: „Unsere Verhandlungen mit den Russen gehen weiter... Wir machen dieses sehr dringlich, da in acht Tagen der Schlag gegen Polen geführt werden soll."

Am 19. August wird das deutsch-sowjetische Handels- und Kreditabkommen unterzeichnet. Die Deutsche Golddiskonto-Bank räumt der UdSSR zu einem jährlichen Zinssatz von fünf Prozent einen 200-Millionen-Mark-Kredit ein.

Endgültig in der Sackgasse

In der Sitzung der Militärmissionen am 21. August bringt Woroschilow die „Kardinalfrage" auf den entscheidenden Punkt: „Die sowjetische Mission ist der Meinung, daß die UdSSR, die keine gemeinsame Grenze mit Deutschland hat, Frankreich, England, Polen und Rumänien nur dann Hilfe leisten kann, wenn ihren Truppen der Durchzug durch polnisches und rumänisches Territorium gewährt wird, da es keine anderen Wege gibt, um mit den Truppen des Aggressors in Fühlung zu treten... Die englische und französische Militärmission stimmen darin zu unserer Verwunderung nicht mit der sowjetischen Militärmission überein..." Engländer und Franzosen berufen sich darauf, daß Polen und Rumänien es kategorisch ablehnen, militärische Hilfe der UdSSR zu akzeptieren.

Am selben Tag schickt Hitler ein Telegramm an Stalin: es sei „dringend notwendig", alle Fragen zu klären und Ribbentrop spätestens am 23. zu empfangen. Zwischen Deutschland und Polen könne „jeden Tag eine Krise ausbrechen". Schulenburg übergibt das Telegramm um 15 Uhr. Um 17 Uhr sagt Stalin zu. Um 17 Uhr 25 brechen die Militärmissionen, endgültig in der Sackgasse, ihre Gespräche ergebnislos ab.

Der sowjetische Botschafter in London, Maiski, beschreibt die neue Lage so: „Man durfte nicht länger warten. Erst jetzt, Mitte August, sah sich die Sowjetregierung gezwungen, endgültig über ihr weiteres Vorgehen zu entscheiden. Aus einer schwierigen Wahl war die bittere Notwendigkeit eines Abkommens mit Deutschland geworden."

In einem Bericht nach Rom gibt der italienische Militärattaché in Moskau eine mögliche Variante der kommenden Ereignisse wieder, die ihm der britische Militärattaché, Oberstleutnant Firebrace, Mitte August im vertraulichen Gespräch ausmalt: „Im kommenden Krieg werde Deutschland im Westen defensiv bleiben, Polen mit überlegenen Kräften angreifen und voraussichtlich im Verlauf von ein bis zwei Monaten überrennen. Deutsche Truppen würden dann kurz nach Kriegsausbruch an sowjetischer Grenze stehen. Es sei nicht ausgeschlossen, daß Deutschland Westmächten dann Sonderfrieden anbiete unter der Bedingung, daß es freie Hand zum Vorgehen im Osten erhalte." Unter diesen Umständen, so Firebrace, laufe die Sowjetunion „im Kriegsfalle Gefahr..., isoliert zu sein".

In der Nacht vom 23. auf den 24. August unterzeichnen Molotow und Ribbentrop im Kreml den Nichtangriffsvertrag, der die Partner verpflichtet, einander nicht anzugreifen und dritten Mächten im Kriegsfall nicht zu helfen. Das geheime Zusatzprotokoll fixiert die beiderseitigen „Interessensphären in Osteuropa". Die polnischen Gebiete östlich der Flüsse Narew, Weichsel und San, Lettland, Estland und Bessarabien werden der sowjetischen „Interessensphäre" zugeschlagen, in einem zweiten Vertrag vom 28. September auch Litauen.*

Einen Tag vor dem Abschluß des Paktes hatte Hitler vor den Oberbefehlshabern der Wehrmacht erklärt: „Ich werde propagandistischen Anlaß zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat... Restlose Zertrümmerung Polens ist das Ziel... Ich habe nur Angst, daß mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt." Am 31. August erteilt er die „Weisung Nr. 1 für die Kriegsführung": „Der Angriff gegen Polen ist nach den für Fall Weiß getroffenen Vorbereitungen zu führen... Angriffstag: 1. 9. 39. Angriffszeit: 4 Uhr 45."

Bezogen auf das Zusatzprotokoll und den Vertrag vom 28. September 1939 heißt es in einem Dokument der gemeinsamen Kommission von Parteihistorikern der VR Polen und der UdSSR vom Mai diesen Jahres: „Durch die Annahme und die Realisierung dieser Beschlüsse... hat die Sowjetregierung die Normen des Völkerrechts ernsthaft verletzt."

Das Goldkind

Dmitri „Dima" Bilosertschew. Geboren am 28. Dezember 1966 in Moskau. Erfolgreichster wie „aufregendster" Turner der achtziger Jahre. Bei den Kampfrichtern ständiger Kandidat für die Höchstnote 10. Mit diesem Gütesiegel dreifacher Olympiasieger, achtfacher Welt- und zehnfacher Europameister. Zweimal Mehrkampf-Weltmeister. Das erste Mal (1983 in Budapest) mit siebzehn der jüngste, den es je gab. Das zweite Mal (1987 in Rotterdam), nachdem er wegen eines selbstverschuldeten Autounfalls monatelang im Krankenhaus gelegen und dann nur noch acht Wochen Zeit hatte, sich für das WM-Sextett der seit Jahr und Tag auch in ihrem Personalbestand weltbesten Nationalmannschaft zu qualifizieren.

In der olympischen Mehrkampf-Konkurrenz von Söul '88 lange Zeit in Führung, geriet er bei einem Perpetuum mobile von fünf einarmigen Riesenfelgen am Reck plötzlich auf die schiefe Bahn und blieb oben hängen. „Schon bei der ersten Umdrehung verirrte ich mich, mit jeder weiteren wurde dieser technische Fehler größer, bei der vierten konnte ich mich nicht mehr halten. Die andere Hand zu Hilfe zu nehmen, was mich wenigstens halbwegs gerettet hätte, fiel mir in dieser Schrecksekunde einfach nicht ein." Den Goldmedaillengewinn mit der Mannschaft und die geteilten Siege am Pauschenpferd (mit Zsolt Borkai/Ungarn) und an den Ringen (mit Holger Behrendt/DDR) empfand er mitnichten als Trostpflaster. „Der dritte Platz im Mehrkampf war für mich eine Tragödie."

Der Abschied

Anfang März hatte er seinen Rücktritt erklärt und diesen auch zu begründen versucht. Mit zwei, drei Sätzen sei sein Entschluß nicht plausibel zu machen. „Ich will nur sagen, daß ich seit anderthalb Jahrzehnten aktiv bin. Es gab enorme Belastungen, physische wie psychische, und außerdem wurde ich ständig von Verletzungen geplagt. Besonders in letzter Zeit stand mir das Glück nicht zur Seite. Zuerst der Autounfall. Kaum wiederhergestellt, zog ich mir eine andere Beinverletzung zu. In Söul turnte ich mit einer kranken Hand, bei einem Auftritt später in Caracas lädierte ich mir den linken Ellenbogen. Wer auf solche Weise öfter als oft das Stopplicht sieht, kommt von Mal zu Mal immer mühsamer wieder in Form. Alles in allem: Ich bin müde vom Turnen."

Gleichwohl sagte Dmitri Bilosertschew bei zwei Gelegenheiten noch ein paar Sätze, mit denen er sich unbewußt ein Hintertürchen für die „Rückfahrt" offenließ oder aber bewußt darauf drängte, daß er mißverstanden worden war. Auf die Frage, was für ihn im Turnen am schwersten zu machen sei, antwortete er: „Dich täglich immer wieder zur Arbeit zu zwingen. Nicht einfach trainieren, sondern an der Grenze der physischen Kraft arbeiten, immer in Form sein, wie es sich für einen Weltmeister gehört." Und außerdem: „Auch wenn du die einfachsten Übungen nicht mehr schaffst, als wirklicher Sportler bleibst du immer ein Sportler."

Aber was solle dann die Bemerkung, er sei müde vom Turnen? „Jeder wird einmal müde, der eine nach drei Jahren, der andere nach zehn, der dritte nach fünfzehn. Zudem ist es wahnsinnig schwer, dich tagein, tagaus in der Rolle des Primus zu bewegen. Bist du zweiter oder dritter, mag es dir leichter fallen. Vielleicht."

Der offene Brief

Kaum hatte er seine Demission kundgetan, las Bilosertschew in der Zeitung „Sowjetski Sport" einen offenen Brief an seine Adresse. Zu Wort meldeten sich die ersten sowjetischen Olympiasieger, die „1952er von Helsinki" Wladimir Beljakow, Jewgeni Korolkow, Michail Perelman und Valentin Muratow, der 1954 in Rom (beim letzten Championat unter freiem Himmel) gemeinsam mit Viktor Tschukarin auch einmal Mehrkampf-Weltmeister war. Die vier entschuldigten sich, daß sie Bilosertschew mit „Dima" anredeten. Schließlich sei er doch ein gestandener Mann, ein 22jähriger Familienvater, ein berühmter Turner, „auf den so viele Fans stolz sind". Also Dima, „höre uns ruhig zu und habe keine Eile mit deiner Antwort". Dann haben die „52er" ihr Herz ausgeschüttet und in den wesentlichen Abschnitten dies gesagt:

„Deine Rücktrittserklärung hat bei uns wie eine Bombe eingeschlagen. Weil sie so völlig unerwartet kam, wollten wir das anfangs gar nicht glauben. Jetzt zurücktreten, nachdem Du enorme physische und moralische Kraft darauf verwandt hast, ungeachtet aller Verletzungen und Operationen wieder zurückzukehren, um erneut vierfacher Weltmeister und dann auch dreifacher Olympiasieger zu werden? Wovor und warum fliehst Du? Sollte auf Dich etwa gewirkt haben, daß Du nicht Mehrkampf-Olympiasieger geworden bist und so den Glauben an Dich selbst verloren hast? Oder fürchtest Du die Schwierigkeiten des Trainings, des Regimes, neue Verletzungen? Da wir Deinen kämpferischen Charakter kennen, wollen wir dies alles nicht verstehen.

Denke daran, daß du von den 15 Jahren, die Du turnst, zehn nur damit verbracht hast, alles das zu erlernen, was Du jetzt kannst. Erst mit dem Mehr-

Billard artistique

mit einem Weltruf

kampfsieg bei der Völkerspartakiade 1983 hast Du das Turnen so richtig begriffen. Jetzt trägst Du ein Gütezeichen. Deine heutige Ausbildung und die Inhalte Deiner Übungen erlauben uns zu sagen, daß Du noch mindestens fünf Jahre turnen könntest und die Chance hast, zum dritten Mal Mehrkampf-Weltmeister zu werden und Olympia '92 in Barcelona zu erleben. Wir wissen, daß Du ein eigenwilliger Mensch bist, ein schwieriger zuweilen. Aber Du weißt gut genug, daß Dich das Turnen berühmt gemacht hat und Du nicht so schlankweg nur Dir selbst gehörst. Kann man über sein einmaliges Talent einfach so verfügen, wie Du das mit Deinem Rücktritt tust?

Wir wollen glauben, daß Du die Kraft findest, Deine Entscheidung noch einmal zu überdenken und zum Turnen zurückkehrst. Du kannst der erste dreifache Mehrkampf-Weltmeister wie auch der erste dreimalige Europameister werden. Du könntest den Weltpokal erobern, der Dir noch fehlt, und Dir – Söul '88 zum Trotz – auch Deinen schönsten Traum erfüllen und in Barcelona siegen. Trainer zu werden oder etwas anderes zu tun, was Dir Spaß macht, wird Dir auch später nicht schwerfallen. Das läuft Dir, dem diplomierten Sportlehrer, nicht davon. Sportliche Siege jedoch sind nur wenige Jahre im Leben zu haben, und wir werden ja alle nicht jünger…"

Alles beim alten

Seither erreichten Dmitri Bilosertschew und die Redaktion „Sowjetski Sport" Briefe über Briefe. Leidenschaftliche Anhänger des Turnsports erkundigten sich nach den Möglichkeiten, Dima zu helfen und zu unterstützen. Ende Mai dann meldete sich Bilosertschew mit einer Freudenbotschaft: „Ich habe es mir noch einmal überlegt und werde nicht mit dem Turnen aufhören." Auch offenbarte er einem mit ihm befreundeten Journalisten, daß er damals, im März, nur laut gedacht habe. „Dabei sprach ich von meinen Zweifeln, nicht von meinen Entscheidungen. Ein Gedanke nur, mehr nicht. Gewiß kam mir dann und wann mal in den Sinn, den Sport Sport sein zu lassen. Doch im tiefsten Innern meiner Seele wußte ich genau, daß ich zu einer Trennung von ihm nie und nimmer imstande wäre. Und außerdem: Ich turne weiß Gott nicht nur aus Spaß an der Freud, zum eigenen Vergnügen. Hinter mir steht der ZSKA, steht die Nationalmannschaft. Wenn sie mich brauchen, bin ich da und tue alles, was in meinen Kräften steht."

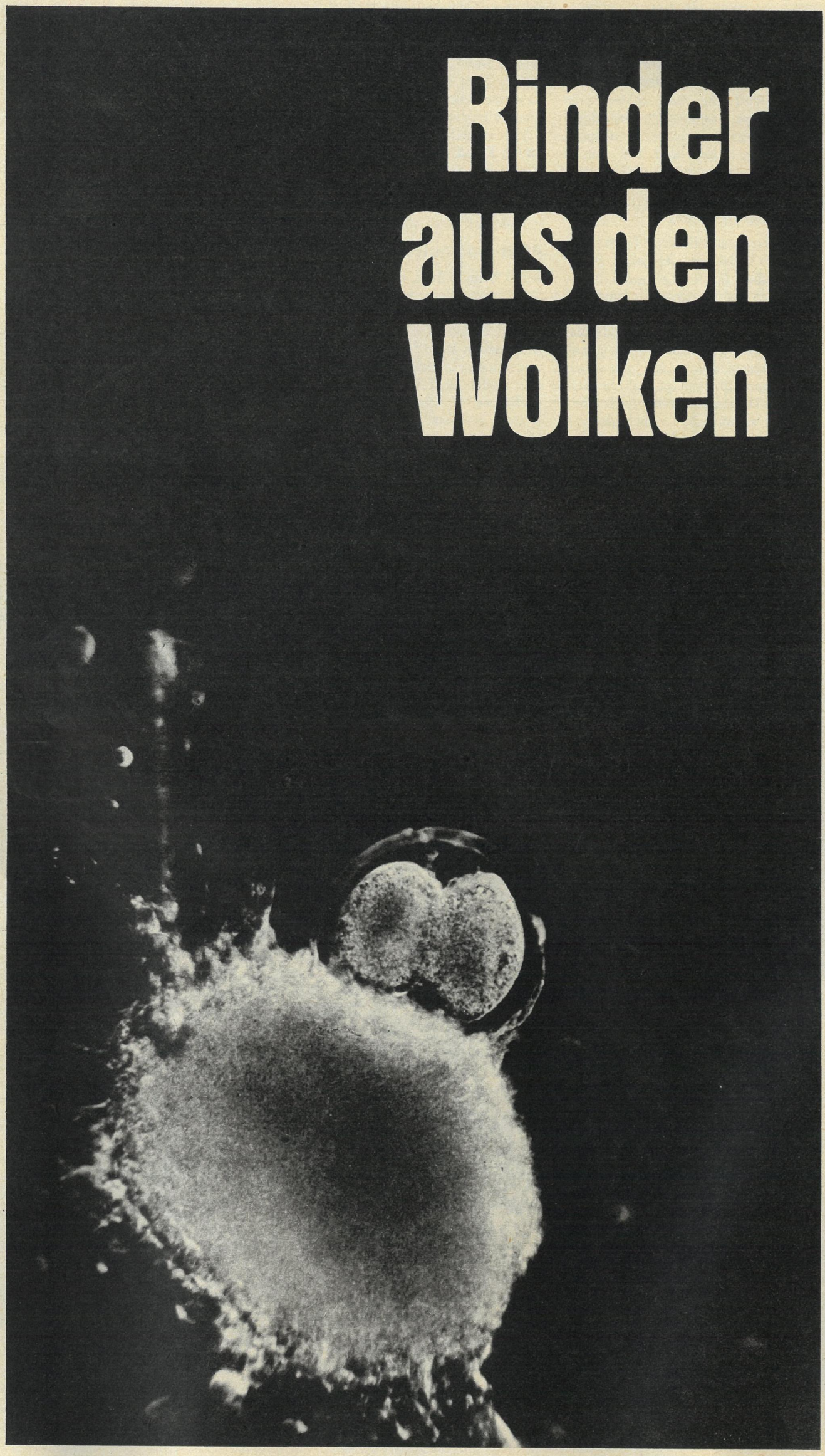
Aber was nun?

Selbst beim Billard, einem Hobby von ihm, kann Bilosertschew den Turner nicht verleugnen – und das selbst bei einer einfachen Standwaage nicht. Und wenn schon Billard, dann könnte das, was nun erneut nicht ausgestanden und entschieden ist, Billard artistique, eine verkorkste Kunststoßpartie mit dem Weltruf gewesen sein. Als er damals über seinen Abschied nachdachte, nannte er eine Reihe hoffnungsvoller Turner, die an seine Stelle treten könnten. Der 23jährige Georgier Wladimir Gogoladse gehörte dazu, ein Musterfall von Disziplin, Zähigkeit und Hingabe. Nun haben sich ausgerechnet diese beiden, der König und sein vermeintlicher Thronfolger, klammheimlich aus dem Trainingscamp Eschery geschlichen und zu tief ins Glas geschaut. Sie wurden nach Hause geschickt.

„Dima" die verlockende Chance, zum ersten Mal in der Geschichte dreifacher Weltmeister zu werden, an der Theke vertrunken? Oder hat das Trainer-Genie Leonid Arkajew noch ein zweites Mal den Satz parat, mit dem er einst den von schweren Wunden genesenen Bilosertschew zum Turnen zurückholte, „sonst würde ein Mensch verlorengehen"? Es scheint noch nicht aller Tage Abend…

Hans Richard Vollbrecht (Text)
Wladimir Safronow (Foto)

Rinder aus den Wolken



Ein Blick in den Kosmos? – Einblick in den Mikrokosmos lebender Zellen. Das nebenstehende Foto zeigt ein Säugetier, Hausrind, am Tage Eins seines Daseins: Nach der Befruchtung hat die Zellteilung des Embryos begonnen. An den mütterlichen Ursprung erinnern die wolkenartigen Cumuluszellen, die im Eierstock den Lebenskeim schützend umgaben; vereinzelt markieren sich noch väterliche Spermien... Zeugung und Wachstum neuen Lebens – ein uralter, ganz und gar normaler Vorgang. Neu ist jedoch, daß seit kurzem der Mensch in jene Bereiche nicht nur forschend, sondern auch regulierend eindringt.

Biotechnologie heißt das Zauberwort, ihr sind die beiden munteren Kälber entsprungen, und zwar in einem Verfahren, das in der Welt nur wenige Beispiele hat. Die Tatsache, daß es heutzutage möglich ist, ein hochentwickeltes Lebewesen „in vitro", im Reagenzglas, zu zeugen und danach ohne Schaden einer Ammenmutter einzupflanzen, wurde von einer an Wunder der Wissenschaft gewöhnten Umwelt gelassen zur Kenntnis genommen; immerhin ist in unserem Fall ein bißchen Sichwundern erlaubt, wenn man erfährt, daß bereits bei der Zeugung der Kälber beide Elterntiere nicht mehr am Leben waren... Längst ist das Sperma des Bullen frei handhabbar. Vom lebenden Tier fortlaufend gewonnen, in Anwendungsportionen bei minus 196 Grad eingelagert, läßt es sich nach Jahren noch wiedererwecken und somit weit über die Lebensdauer eines Zuchtbullen hinaus zur Befruchtung verwenden. Vater der im Tierpark Berlin ausgestellten Kälbchen „Anett" und „Chris" war der Bulle „Manni"; die Herkunft mütterlicherseits bleibt anonym, da die Eizellen aus Eierstöcken frisch geschlachteter Rinder stammten, wie sie auf dem Schlachthof zum „Abfall" gehören.

Aus biologischer Sicht ein gewaltiges Reservoir: In einem Eierstock sind über 50 000 weibliche Keimzellen versteckt, nur ein Bruchteil davon wird benötigt; in jedem Zyklus reift eine einzige Eizelle heran – im Leben einer Kuh nicht mehr als dreißig bis vierzig. Letztendlich bringt es eine Zuchtkuh auf ein halbes Dutzend Nachkömmlinge. Durch „Superovulation" (Hormone regen die gleichzeitige Reifung und Ovulation mehrerer Eizellen an) und nachfolgenden Embryotransfer läßt sich diese Zahl auf ein Zehnfaches steigern. Damit aber sind die Möglichkeiten bei weitem nicht ausgeschöpft! Der Schlüssel zur Schatzkammer der Eizellen liegt in künstlicher Reifung.

Eben da setzen Wissenschaftler des Forschungszentrums für Tierproduktion Rostock-Dummerstorf, der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock und der Forschungsstelle für Wirbeltierforschung im Tierpark Berlin bei ihren Untersuchungen an; mit der Geburt von „Retortenkälbern" aus unreifen Eizellen erreichten sie einen ersten Erfolg.

Nicht zu vergessen aus der Chronik des Unternehmens: In den Jahren 1974 bis 1982 entwickelte eine Forschungsgruppe der europäischen RGW-Länder das praktische Verfahren zur Embryonenübertragung für die Tierzucht.

Gemeinsam widmeten sich das Forschungszentrum für Tierproduktion Rostock-Dummerstorf und das Institut für Genetik und Züchtung landwirtschaftlicher Nutztiere Leningrad-Puschkin der „In-Vitro-Befruchtung von Rinderoozyten"; 1982 kam in der Sowjetunion das erste „Retortenkalb" zur Welt, 1985 gelang dieser Schritt auch in der DDR.

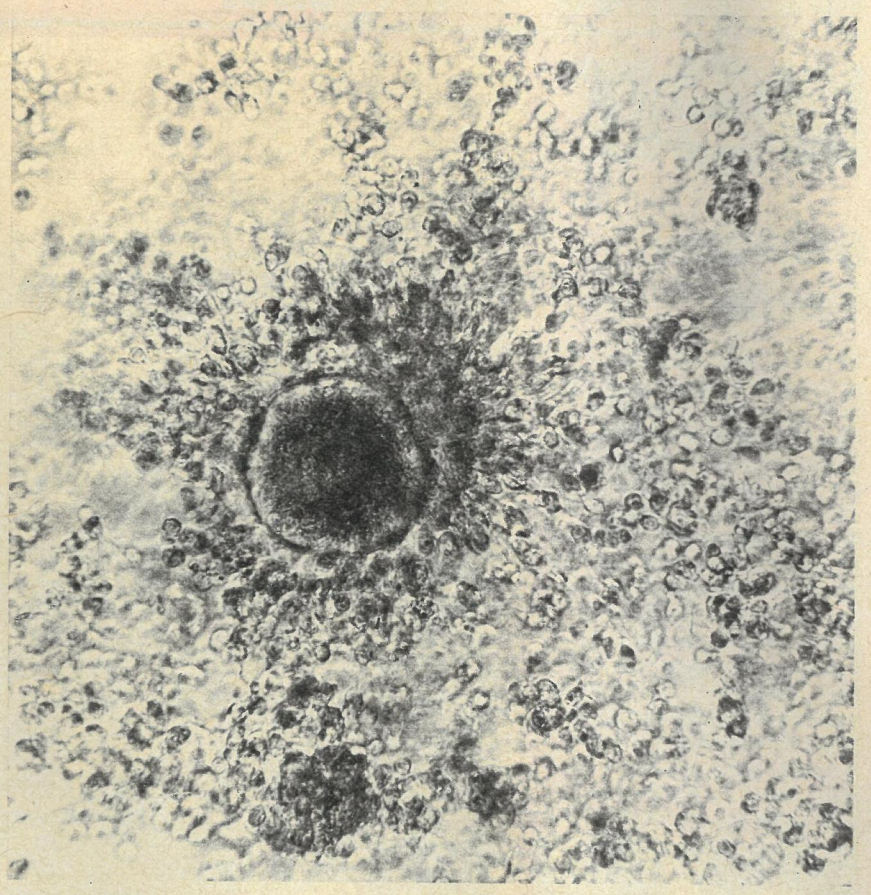
Wieder zur Entstehungsgeschichte von „Chris" und „Anett": Eine Vielzahl der aus Schlachthof-Ovarien gewonnenen unreifen Eizellen wurde in ein „Spezialmedium" versetzt. Da eine „In-Vitro-Reifung" die auf das feinste abgestimmten biochemischen Steuerungsmechanismen „entkoppelt", besteht die Schwierigkeit des Verfahrens in der Koordinierung der mit unterschiedlicher Geschwindigkeit ablaufenden Prozesse im Zellkern und im Zytoplasma (den übrigen Zellbestandteilen). Erst Befruchtung und Embryoentwicklung können als Beweis für „normale" Reife dienen. Nach zwei bis drei Tagen im Reagenzglas, als „Achtzeller", wird der Keimling einer Ammenkuh übertragen, die neun Monate später ein gesundes Kalb zur Welt bringt.

Man braucht nicht viel Phantasie für die sich eröffnenden Perspektiven. Eines Tages könnten es allein die heute bestaunten Superkühe sein, die zur Vermehrung gelangen. Aus ihren Ovarien entnimmt man „Cumulus-Oozyten-Komplexe" in benötigter Menge. Nach Reifung der Eizellen im Inkubator wird mit dem Sperma von Elitebullen befruchtet. Bis dahin könnte auch ein Verfahren zur Trennung männlicher und weiblicher Spermien entwickelt sein, an dem bei fortschreitender Biotechnik mit wachsendem Eifer gearbeitet wird. Dann lieferten die Ammenkühe auf Wunsch entweder künftige Milchkühe oder aber Mastbullen, je nach Anforderung der Landwirtschaft.

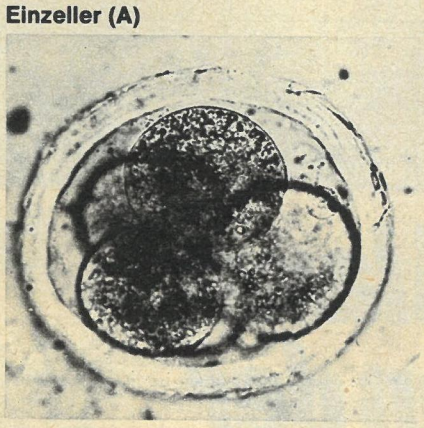
Ähnliches gilt für die vom Aussterben bedrohten Tierarten. Schon aus einem vielleicht räumlich und zeitlich getrennten Zuchtpaar ließe sich mit Hilfe von In-Vitro-Reifung und -Befruchtung, der Gefrierkonservierung und des Embryotransfers auf ein Exemplar nahe verwandter Arten eine vollständige Population wiederherstellen. Da geht es – über den ökonomischen Nutzen für die künftige Haustierhaltung hinaus – um einen Beitrag zu der weltweiten Aufgabe, den bestürzenden Rückgang freilebender Tierformen aufzuhalten.

Dabei sollte mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Tief sind die Eingriffe in das Tierleben, weitreichend die Möglichkeiten allein der Zellforschung, von der Genetik ganz zu schweigen. Doch ein Biologe, der diesen Namen verdient, wird nie den Respekt vor dem Tier verlieren, nie seine Liebe zur lebenden Natur verkümmern lassen. Arbeiten, wie sie bei uns betrieben werden, dienen nicht dazu, „Monster" zu erzeugen; sie sind dafür bestimmt, die volkswirtschaftlich benötigte Tierproduktion so effektiv wie möglich zu gestalten. Zellforschung am Haustier könnte durchaus dazu führen, daß man späteren Populationen den Weg zum Schlachthof erspart – durch industrielle Züchtung von Fleischgewebe oder milchproduzierenden Euterzellen im Bioreaktor.

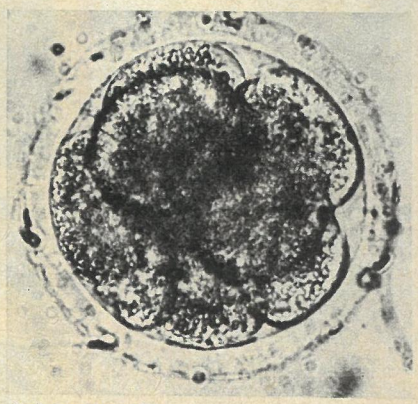
Katarina Jewgenow,
Forschungsstelle für Wirbeltierforschung; Johannes Rana (Text)



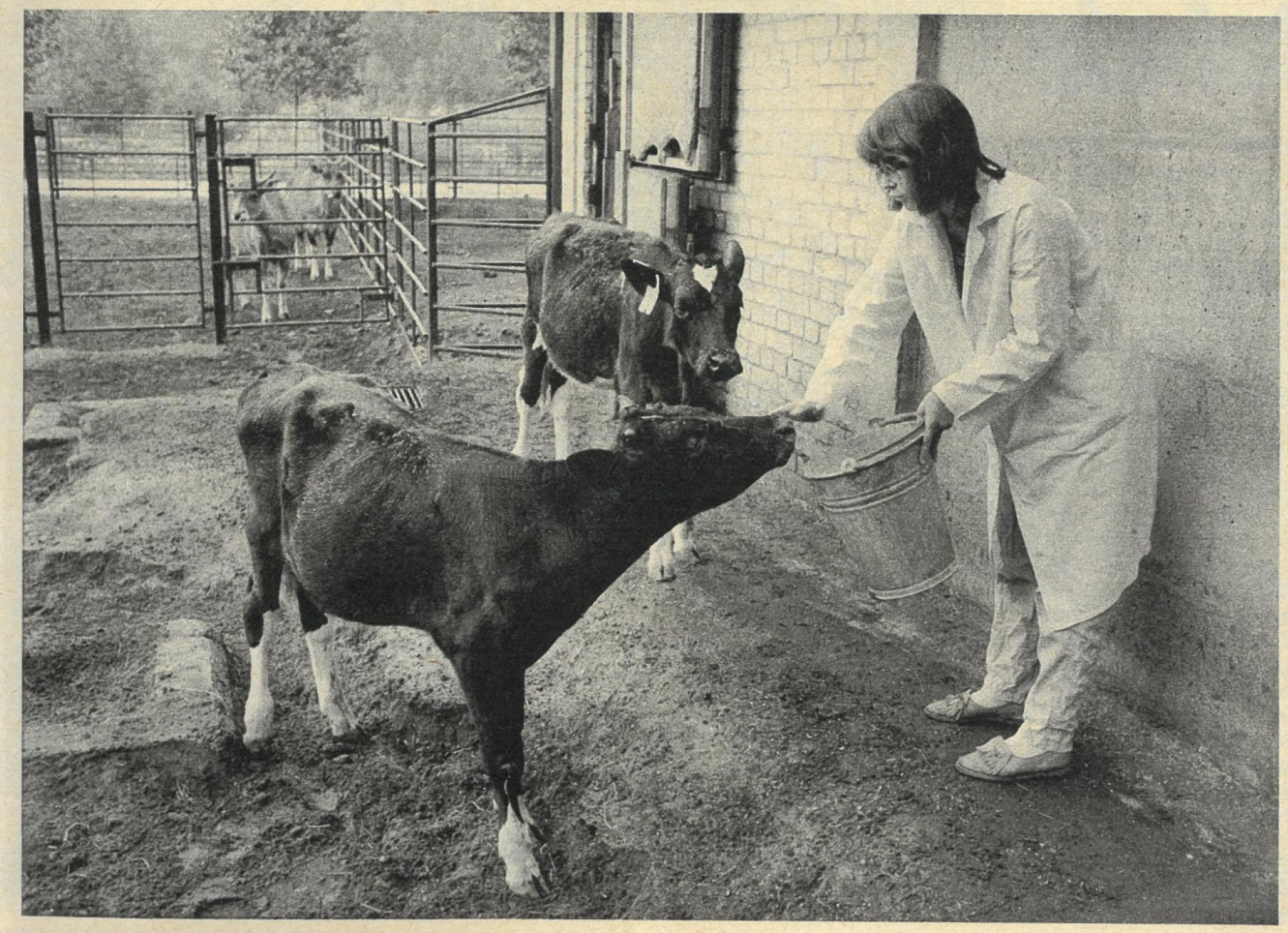
Einzeller (A)



Vierzeller (B)



Achtzeller (C)



Die Kälber „Chris" und „Anett" im Tierpark Berlin-Friedrichsfelde

Im Okular

Abbildung A – gereifte Eizelle sechs Stunden nach Befruchtung (Zygote), dicht von Spermien umgeben

Abbildung B – Embryo im Vierzellstadium, vierzig Stunden nach der Befruchtung (vereinzelt noch anhaftende Spermien)

Abbildung C – Achtzellstadium, zweieinhalb Tage nach der Befruchtung, Zeitpunkt zur Übertragung des Embryos aus der Retorte in den Eileiter einer Ammenkuh

Fotos: Forschungsstelle im Tierpark Berlin; Forschungszentrum Rostock-Dummerstorf; Volker Hohlfeld

FREIE WELT

Bukarester Visavis

Einander in die Fenster schauen können sich diese beiden Herren. Nistor Moise (links), stellvertretender Generaldirektor im Ministerium für Tourismus, residiert auf dem Magheru-Boulevard. Schräg gegenüber, im Haus Nummer 24, hat Robert Wollstein (rechts), Direktor der im vorigen Jahr eröffneten ersten ständigen DDR-Reisebürovertretung in Rumänien, sein Domizil, mitten im verkehrssprudelnden Zentrum der rumänischen Metropole. Ein praktisches Visavis, denn die Partner haben zunehmend mehr zu besprechen und zu organisieren. Der Tourismus zwischen unseren Ländern zeigt einen positiven Trend. Er drückt sich in handfesten Zahlen aus. 1987 flogen im bequemen Charterverkehr – allein mit dem Reisebüro – 12 000 Touristen in das Karpartenland, 1988 schon rund 22 000, und in diesem Jahr ist mit 27 000 zu rechnen. Es ist ja kein Geheimnis, daß die Rumänen wirtschaftlich zu kämpfen haben, dennoch blieben ihre Preise auf dem touristischen Sektor erstaunlicherweise stabil. Einzelne Korrekturen hatten nur leichte Erhöhungen zur Folge, ein, maximal zwei Prozent. Es ist daher nur folgerichtig, wenn das Reisebüro für das kommende Jahr die Verträge wieder etwas erweiterte und 32 000 Plätze in den durchweg guten bis sehr guten Hotels reservieren ließ. Robert Wollsteins Kommentar dazu: „Der steigende Bedarf drückt gewachsenes Vertrauen aus, das durch zunehmende Qualität der Programme und Betreuung gerechtfertigt wird."

VH

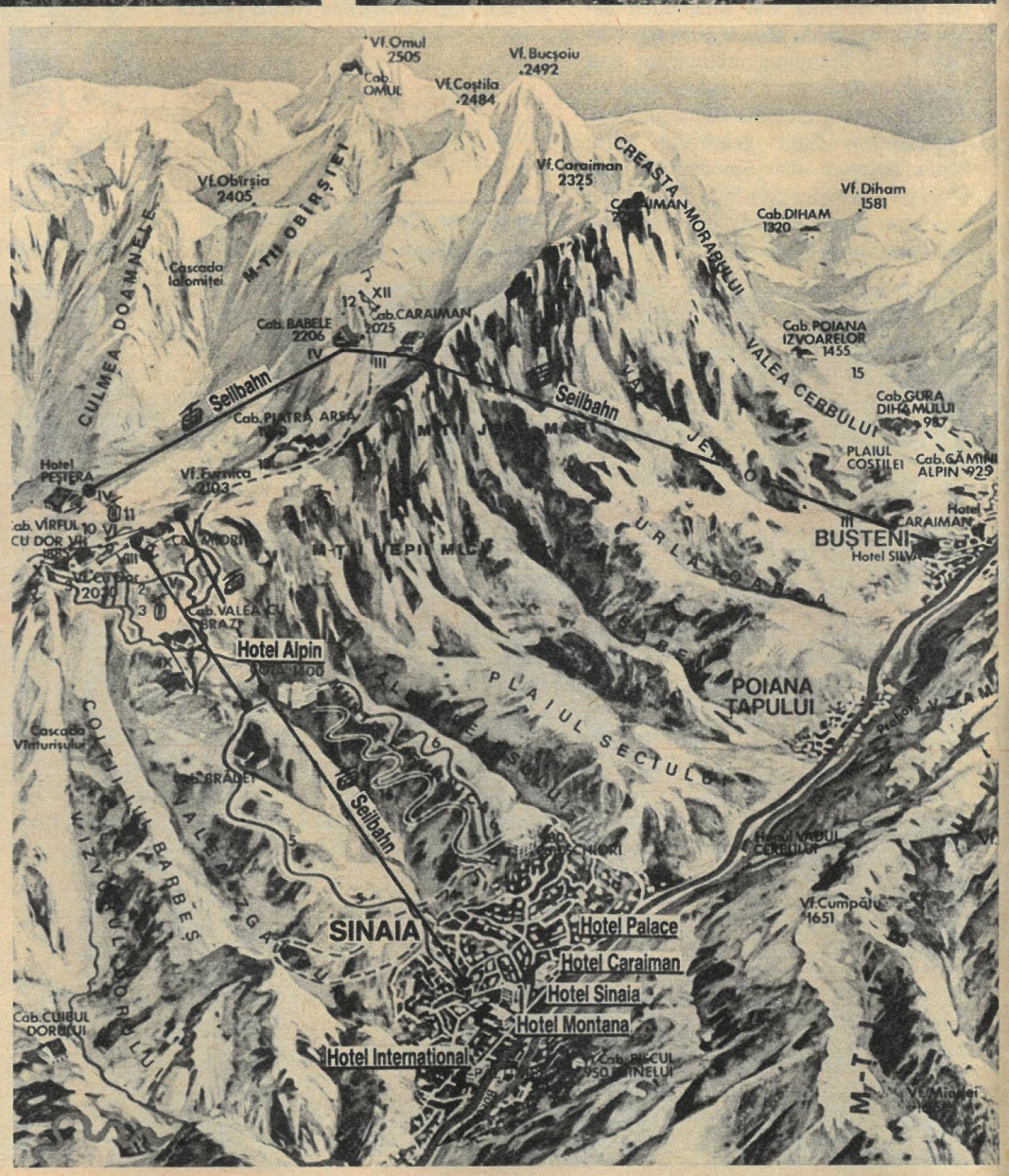
Skilift-Abo:

Für Winterreisen in die rumänischen Karpaten verkauft das Reisebüro ein spezielles Skilift-Abonnement (5 bzw. 7 Tage).

Alarm an der Babele

Friedlich thront Sinaias höchstgelegenes Hotel Alpin (Foto oben) über dem Luftkurort. In den Ausflugslokalen (rechts die „Räuberhütte") schenkt man jetzt noch im Freien Pflaumenschnaps ein, der zum krossen Braten getrunken sein will. Doch bald schon werden die Flocken wirbeln. Sinaia, die Perle der Karpaten, ganzjährig von über einer Viertel Million Touristen und Kurpatienten aus aller Welt besucht, kennt keine Saison. Ebensowenig wie die Männer der SALVAMONT, der rumänischen Bergwacht. In Sinaia sind fünfzehn erfahrene Bergsteiger Tag und Nacht bereit, Verunglückten zu helfen. Ehrenamtlich. „Im Winter ist der Bergdienst natürlich besondes schwer", erzählte mir Ion Teodorescu, ein perfekter Alpinist und Skifahrer. Er arbeitet im Touristenamt. Die bis zu 2500 Meter aufragenden Bergspitzen wie den Omul („Mensch"), den Caraiman (mit dem Kreuz) und die Babele („Alte Frauen") kennt er von klein auf. So kahl und spitz standen sie schon immer da, aber sie sind nie dieselben. „Die dort oben ständig wechselnden Bedingungen werden von unerfahrenen Bergwanderern und Skiläufern manchmal unterschätzt. Im letzten Winter wären zwei junge Rumänen beinahe erfroren. Von der Hütte Babele wurde Alarm geschlagen, denn sie waren unabgemeldet spätabends, dazu noch bei Nebel, losgezogen, wollten ins Tal. Sie verirrten sich. Die ganze Nacht lang suchten die Männer von der Bergwacht unter ihrem Chef Mihal Sirbul nach ihnen. Unter einem Felsvorsprung lagen die beiden wie tot im Schnee. Sie sind einer Amputation der erfrorenen Gliedmaßen gerade noch entgangen." DDR-Touristen, so Ion, seien bisher nicht verunglückt. Sie verhielten sich vernünftig. Im nächsten Winter stünden rund tausend Betten im Bucegi-Gebirge für sie bereit. Wo DDR-Touristen sommers und winters in Sinaia wohnen, zeigt unsere Karte.

Volker Hempel



Fotos: U. Burchert (4), D. Christel (2); Sofia-Press: Repro (1); Redaktion: Volker Hempel

Wer Interesse daran hat, Skilaufen zu lernen, insbesondere das Abfahren vom Hang als schwierige Disziplin, findet beispielsweise in der Skischule in Spindlerův Mlýn Möglichkeiten dazu. Dort bedarf es – so eine Auskunft von ČEDOK – keiner langen Voranmeldung. An Ort und Stelle kauft man „Fahrstunden", nach Bedarf für einige Tage oder einen ganzen Skikurs.

Kaukasus: Ski und Rodel gut

Kontinuität zeichne das Winterangebot für den Zeitraum Januar bis April 1990 aus, erklärte Hans Enkelmann, Direktor für Absatz in der Generaldirektion des Reisebüros der DDR, in einem Pressegespräch mit FREIE WELT. Das treffe auch auf Ungarn zu. Hier könne das Reisebüro 1990 mit dem gleichen Volumen aufwarten wie in diesem Jahr. Nach Budapest werden für die Wintermonate Kurzreisen mit Aufenthalt in Hotels und Einzelreisen im Privatquartier vorbereitet. In die Sowjetunion sei im nächsten Jahr eine Steigerung des Angebots um rund 50 000 Reisen zu erwarten. In der weißen Saison, so Hans Enkelmann, seien rund vierzigtausend Erholungs- und Städtereisen mit den traditionellen Reisezielen im europäischen Teil der Sowjetunion, im Kaukasus und Mittelasien geplant. Die Liebhaber des Alpinski werden sich darüber freuen, daß es dem Reisebüro gelungen ist, wieder die attraktiven kaukasischen Skigebiete Dombai und Itkol anzufliegen. Per Flugzeug ist seit April dieses Jahres auch Vilnius zu erreichen. In mehreren Varianten seien von Februar bis April Kurzreisen mit dem Reisebüro dorthin möglich. Touristen, die der ruhigen Entspannung den Vorzug geben, sind nach Bulgarien eingeladen, zum Winterbaden in Slatni Pjassazi, am Goldstrand. Konkrete Angaben zu allen Reisezielen, -dauer und Preisen können der „Reise-Information" entnommen werden, die über die Post und in den Zweigstellen des Reisebüros erhältlich ist. Letzter Termin zur Einsendung der Vormerkkarten für die (unverbindliche) Reisebestellung ist der 29. August. Im Oktober beginnt der Verkauf der noch freien Plätze.

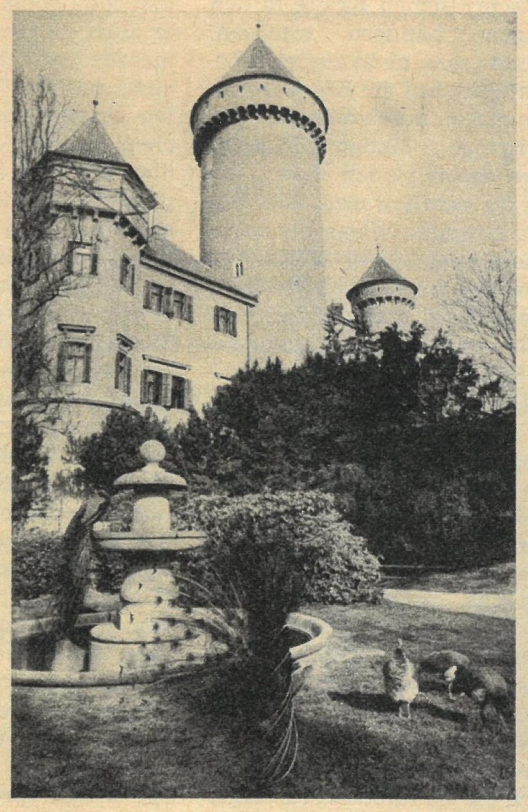
Übrigens wurde das EDV-Bestellsystem des Reisebüros weiter verbessert. Daher können jetzt mehr Varianten als bisher in bezug auf Reise-/und Terminwünsche bearbeitet werden.

Belorußland: Neue Reiseziele

In den Gebieten Witebsk, Mogilew, Gomel und Grodno werden im kommenden Jahr erstmals Einrichtungen für Auslandstouristen eröffnet, erfuhr FREIE WELT in Minsk während eines Gesprächs mit dem Vorsitzenden der Belorussischen Republiksverwaltung von INTOURIST, Wjatscheslaw Iwanow. „Wir haben jetzt das Recht, selbständig internationale Verträge abzuschließen und sind auch an direkten Kontakten zur DDR interessiert. Wir denken daran, in Zukunft die Beloweshskaja Puschtscha und unseren herrlichen See Narotsch (80 km²) als neue Reiseziele zu erschließen", so Iwanow.

Budapest: Tageskarten

Für alle hauptstädtischen Verkehrsmittel können Touristen neuerdings Tageskarten erwerben. Kostenpunkt: 48 Forint.



Ausflugstip: Konopiště

Das Schloß Konopiště liegt gleichsam vor den Toren von Prag, 50 Kilometer entfernt. Es gehört nicht zu den Kulturdenkmälern in unserem Nachbarland, die über Jahrhunderte ihre mittelalterliche Gestalt bewahrten; an seinem Ort stand gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine Burg des Adelsgeschlechts Benesov. Mehrere grundlegende Umbauten machten daraus eine prunkvolle Schloßresidenz, zuletzt nach 1887, als der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand Schloßherr wurde. Das Attentat von Sarajevo, dem er 1914 zum Opfer fiel, löste bekanntlich den ersten Weltkrieg aus. Durch solche historischen Zusammenhänge – die in eindrucksvollen Ausstellungen deutlich gemacht werden – wird das Schloß so bemerkenswert. Einsichten in die „Persönlichkeit" Franz Ferdinands gewinnt man durch eine in der Welt einmalige Zurschaustellung seiner Jagdtrophäen. Diesen Nimrod hatte eine wahrhaft wahnwitzige Jagdleidenschaft über alle Kontinente getrieben, wobei er 300 000 Wildtieren das Lebenslicht ausblies. Jagdlisten belegen das. *Klaus Hurrelmann*

FREIE WELT — serie 1

Das Bein des Anstoßes

Als junger Kommunist emigrierte Heinz Hoffmann 1935 in die Sowjetunion. Von dort aus ging er nach Spanien, um in den Reihen der Interbrigaden am Spanischen Bürgerkrieg teilzunehmen. Als die deutschen Faschisten 1941 auch die UdSSR überfielen, erhielt Heinz Hoffmann eine neue Aufgabe: Er wurde tätig in Gefangenenlagern und Antifaschulen. Nach dem Krieg kehrte er in seine Heimat zurück und war von 1960 bis zu seinem Tode 1985 Minister für Nationale Verteidigung der DDR. Aus dem zweiten Band seiner Erinnerungen „Moskau–Berlin" druckt FW Auszüge.

Fuhr man sonntagabends von Moskau mit dem Zug hinaus nach Puschkino, herrschten auf dieser knapp einstündigen Bahnfahrt meist Kurzweil und Unterhaltung: Reisende scherzten mit ihren Nachbarn, lachten, andere vertrieben sich die Zeit mit einem Lied. In den Abendstunden des 22. Juni 1941 war es anders: Die Menschen schwiegen oder flüsterten miteinander. Sie zeigten besorgte und nachdenkliche Mienen, und einige Frauen wischten ihre verweinten Augen. Die Moskauer wußten, es ist Krieg. Das faschistische Deutschland hatte die Sowjetunion wortbrüchig überfallen. Seit den frühen Morgenstunden brannten sowjetische Städte und Dörfer, kämpften und starben Menschen.

Am Sonntagnachmittag war ich mit meiner Frau auf dem Weg zu Gustav Szinda. Aus den Lautsprechern in der Gorkistraße hörten wir die Ansprache des sowjetischen Außenministers Molotow. Gustav Szinda, mit dem mich seit unserem Einsatz im Spanischen Bürgerkrieg eine enge Freundschaft verband, wohnte damals mit seiner Frau Therese, die bei der Komintern (Kommunistischen Internationale) arbeitete, im Hotel „Lux", dem heutigen „Zentralnaja". Das „Lux" diente in diesen Jahren zahlreichen Kadern der Komintern als Heim. So kam es, daß sich bei Gustav und Therese sehr bald noch andere deutsche Genossen einfanden, unter ihnen auch Grete Keilson, damals Sekretärin bei Genossen Dimitroff, dem Generalsekretär der Komintern.

● Skepsis und Illusionen

Alle standen wir unter dem Eindruck jener unheilvollen Nachricht, die vor kurzem erst bekannt geworden war. Es gab niemanden, der nicht seinem Haß auf das räuberische braune Gesindel Luft machte. Zugleich aber gingen die Meinungen auch auseinander. Das sei Hitlers Untergang, meinten einige. Selbst wenn ihm die Mehrheit des deutschen Volkes bisher gefolgt sei – diesen Schritt werde es nicht mitgehen.

Mit dieser Hoffnung – oder besser, Illusion –, die man in den ersten Tagen auch von Sowjetbürgern hören konnte, trugen sich damals nicht wenige deutsche Kommunisten und Antifaschisten, die in der Sowjetunion im Exil lebten. Gustav Szinda war skeptisch, und ich mußte ihm zustimmen. Unsere eigenen Eindrücke und Erfahrungen aus den ersten Jahren der Hitlerdiktatur stimmten uns gar nicht so hoffnungsvoll. Hatten wir bei den verschiedensten Gelegenheiten doch selbst erlebt, wie tief sich das antikommunistische und antisowjetische Gift schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik in die Köpfe vieler, auch einfacher Menschen eingefressen hatte! Mußte man nicht davon ausgehen, daß der bisherige Kriegsverlauf den Nazis und ihren Anhängern noch weiteren Auftrieb gab und jetzt selbst bei denen, die Hitlers Welteroberungsplänen bisher skeptisch gegenübergestanden hatten, Illusionen weckte und Hoffnungen auf einen baldigen Sieg nährte?

Während wir damals diskutierten und stritten, wiesen einige Genossen darauf hin, daß sich Hitler mit seinen Überfällen und Raubzügen doch schon jetzt ganz Europa zum Feind gemacht habe. Das war sicher richtig, und ganz gewiß würde der Widerstand der revolutionären und fortschrittlichen Kräfte in den okkupierten Ländern wachsen. Doch mußte man nicht zugleich berücksichtigen, daß die Klassenfronten auch mitten durch diese Länder hindurchgingen? Hatten sich nicht in diesen Staaten auch Kräfte gefunden, die bereit waren, sich mit Hitler zu arrangieren und die nationalen Interessen ihrer Völker zu verraten? Die faschistisch-klerikale Pétainregierung in Frankreich, die das Ende der Dritten Republik besiegelt hatte, bot doch das beste Beispiel!

Sosehr sich unsere Auffassungen über die zu erwartende Dauer des Krieges auch unterscheiden mochten, so waren wir doch ausnahmslos überzeugt von der Stärke und Schlagkraft der Roten Armee. Manche von uns, die als Interbrigadisten in Spanien gekämpft hatten, hatten sich bei der Ausbildung und später im Gefecht wiederholt davon überzeugt, daß die sowjetischen Waffen denen des Gegners nicht nur ebenbürtig waren, sondern sich oft als funktionstüchtiger und treffsicherer erwiesen.

● Der Lehrgang geht weiter

Am Abend dieses 22. Juni fuhr ich in fester Überzeugung zurück nach Puschkino, daß unser Einsatzbefehl an die Front schon bereit läge. Es kam anders. Der internationale Lehrgang, der an der Kominternschule in Puschkino im März 1941 begonnen hatte, wurde planmäßig fortgesetzt, und wir mußten uns weiter in die Bücher vertiefen.

Nichts interessierte uns in den ersten Tagen und Wochen nach dem faschistischen Überfall jedoch mehr als die Lage an der Front. Es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht zusammensaßen und versuchten, uns an Hand von Veröffentlichungen des Sowjetischen Informationsbüros (Sowinform) ein Bild vom Kampfgeschehen zu machen: Rudolf Dölling, Richard Staimer, Gustav Szinda und unser Gruppenältester Hermann Matern. Hermann Matern, damals schon fast schlohweiß, genoß bei allen Kursanten hohes Ansehen, hatte er doch den meisten von uns reiche politische Kampferfahrung und manche Lebensweisheit voraus, die er auch im Gespräch klug und kameradschaftlich weiterzugeben verstand.

Die in den ersten Tagen und Wochen zugänglichen Informationen über die Lage an der Front vermittelten uns zunächst nur ein unvollständiges und lückenhaftes Bild. War anfangs lediglich von erbitterten und für den Gegner außerordentlich verlustreichen Abwehrkämpfen die Rede, bei denen der Aggressor, wie im Raum Grodno, allenfalls 10 bis 15 Kilometer Geländegewinne hatte erzielen können, so tauchten schon wenige Tage später Namen von Städten und Ortschaften auf, die bereits 200 bis 300 Kilometer tief im sowjetischen Territorium lagen: Dwinsk (Daugavpils), Minsk, Bobruisk, Rowno, Ternopol und andere. Immer häufiger sprach man von Rückzugsgefechten und Absetzbewegungen der Roten Armee auf vorbereitete Verteidigungsstellungen.

Am 3. Juli sprach Stalin über den sowjetischen Rundfunk. Bei aller Zuversicht, die aus den Worten Stalins sprach, enthielt seine Rede eine außerordentlich ernste Lageeinschätzung, zumal er eine Reihe von Forderungen stellte, die weitere Rückzugsbewegungen der Roten Armee nicht auszuschließen schienen. Damit war eine Situation entstanden, mit der gewiß keiner von uns gerechnet hatte.

Mit um so größerer Ungeduld warteten wir auf unseren Einsatz. Sollten wir noch länger hinter Büchern, bei Lektionen und in Seminaren hocken, während die Hitlerfaschisten sowjetische Städte bombardierten und eine Ortschaft nach der anderen in Schutt und Asche legten?

Auch in diesen ersten Wochen nach dem Überfall fuhren die meisten von uns an den Wochenenden noch nach Moskau. Und obwohl das Leben dort nahezu ebenso normal weiterlief wie in Puschkino, spürte man doch, daß sich der Alltag der Moskauer verändert hatte. Zahlreiche, ehedem helle Gebäude der Innenstadt, der Swerdlowplatz und die Dächer größerer umliegender Bauten wie des Bolschoitheaters hatten einen Tarnanstrich erhalten, um gegnerischen Flugzeugen die Orientierung zu erschweren. Auch der Kreml hatte sein Äußeres verändert. Die bei Nacht sonst in purpurnem Licht erstrahlenden Sterne auf seinen Türmen waren erloschen und trugen Tarnhüllen. Die vergoldeten Kuppeln der Kathedralen waren in ein schmutziges Graugrün getaucht, während man das Lenin-Mausoleum auf dem Roten Platz als Wohnhaus getarnt hatte. Die Schaufenster der Kaufhäuser waren mit Sandsäcken oder Brettern verbarrikadiert worden. In den Nachtstunden war die Stadt völlig verdunkelt und der öffentliche Verkehr auf ein Minimum eingeschränkt. Statt dessen suchten häufig Scheinwerfer den Himmel nach feindlichen Flugzeugen ab. Für die Bevölkerung nutzte man in der Innenstadt Metrostationen als Schutzräume: 30 bis 60 Meter tief unter der Erde, boten sie eine sichere Zuflucht.

● Ballons über Moskau

Wenige Tage nach dem Überfall tauchte in Moskaus Straßen etwas auf, was wir bisher nur vom Hören kannten: In den Nachmittags- und frühen Abendstunden marschierten Abteilungen der sowjetischen Ballontruppen durch die Stadt. Rotarmisten, häufig Frauen, zogen große Fesselballons und brachten sie zu ihren Ankerplätzen. Oft waren mehrere Ballons durch Stahltrossen miteinander verbunden. Sie wurden vorwiegend im Zentrum sowie am westlichen und südlichen Stadtrand aufgelassen und hingen

dort wie riesige graue Würste am Himmel. Mit ihren bis zur Erde herabhängenden Stahlseilen bildeten diese Ballons für angreifende Flugzeuge ein ernst zu nehmendes Hindernis. In sowjetischen militärgeschichtlichen Veröffentlichungen liest man, daß Ende Juni 1941 zum Schutz des Moskauer Luftraums über 300 Sperrballons eingesetzt wurden, davon etwa 40 im Stadtinnern. Im Zusammenwirken mit den Jagdfliegerkräften und der Flak haben sie dazu beigetragen, die sowjetische Hauptstadt vor Aufklärungsflugzeugen und Luftangriffen zu schützen.

Heinz Hoffmann im Kreise der Familie seiner russischen Frau

Der Moskauer Stadtsowjet und der Rat der Volkskommissare hatten die erwachsenen Bürger der Stadt für Aufgaben im örtlichen Luftschutz verpflichtet und unterwiesen die Bevölkerung in der Presse und in obligatorischen Schulungen im Luft- und Gasschutz. In den ersten Wochen diente die über Lautsprecher durchgegebene Warnung „Bürger! Luftalarm!“ wohl nur Übungszwecken. Doch in der Nacht vom 22. zum 23. Juli 1941 fielen die ersten Bomben auf Moskau, fast ausschließlich Brandbomben, später mehr und mehr auch Sprengbomben.

Trotz der in der Folgezeit an Zahl und Umfang zunehmenden Luftangriffe auf die sowjetische Hauptstadt blieben die Schäden, gemessen an der Größe der Stadt, verhältnismäßig gering. Die Stadt besaß eine ausgezeichnete Luftverteidigung. Die meisten in einer Höhe von 3000 bis 4000 Metern anfliegenden deutschen Geschwader gerieten schon im Vorfeld und an den Zugängen Moskaus in eine derartig massierte Gegenwehr der Flak und der Jagdfliegerkräfte, daß stets nur ein kleiner Teil das Zielgebiet erreichte.

● Donnerwetter am Morgen

Im Juli 1941 beendeten wir unser Studium. Nach einem Gespräch bei der Kaderkommission wurden die jüngeren Genossen Ende des Monats in ein militärisches Ausbildungslager bei Moskau kommandiert. Dort trafen wir mit anderen deutschen Genossen zusammen, die ebenfalls seit Jahren im sowjetischen Exil lebten, jedoch meist in der Produktion gearbeitet hatten. Die Ausbildung in diesem Lager war vielseitig und hart und erinnerte mich in vielem an Rjasan im Winter 1936/37, wo wir uns auf den Einsatz in Spanien vorbereitet hatten. Wir wurden für den Kampf im gegnerischen Hinterland ausgebildet, lernten Lkw fahren, übten Fallschirmspringen, Herstellen und Einsatz von Sprengmitteln usw.

Die Nachrichten, die uns in diesen Wochen von der Front erreichten, bedrückten uns. Und mich traf in dieser Zeit ein Mißgeschick, das meinen Weg in eine andere Bahn lenken sollte. Bei meinem elften oder zwölften Fallschirmabsprung verstauchte ich mir während der Landung den Fuß. Der Arzt untersuchte mich, betrachtete mein Bein, stutzte, nahm mich genauer unter die Lupe und entdeckte dabei die Narben meiner Verletzung aus Spanien. Wer mich denn in dieses Ausbildungslager geschickt habe, fragte er mißbilligend. Meine Beinverwundung habe zu einer Atrophie der Beinmuskulatur geführt. Ich sei untauglich. Die Diagnose des Arztes war für mich nicht neu, doch seine Entscheidung traf mich wie ein Keulenschlag. Sollte ich fortan als Kriegsinvalide umherlaufen? Alle meine Beteuerungen, ich hätte keinerlei Beschwerden, bis auf den verstauchten Fuß, halfen nichts. „Eben, bis auf den verstauchten Fuß! Du gehst zum Einsatz, springst ab, und dir passiert dasselbe. Sollen dich dann deine Genossen tagelang mitschleppen? Willst du so dein und ihr Leben aufs Spiel setzen?“ Ich beschwor den Arzt, verlegte mich aufs Bitten. Vergeblich. „Ich versteh' dich ja, mein Junge, aber ich kann das nicht durchgehen lassen. Ich muß das melden!“ Meine Ausbildung war damit beendet, und ich mußte mich erneut bei der Kaderkommission der Komintern vorstellen...

Ich fuhr zum Dzierżyński-Platz. Ich hatte mich im Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (NKWD) zu melden. Von dort aus sollte mein künftiger Einsatz erfolgen. Man führte mich zu einem General. Der drückte mir einen langen Fragebogen in die Hand – wohl den umfangreichsten, den ich in meinem Leben je auszufüllen hatte –, schärfte mir ein, alle Fragen sehr gewissenhaft zu beantworten, und rief nach Tamara, seiner Dolmetscherin, die mir eine riesige Tasse Tee auf den Tisch stellte und mir helfen sollte. Ich konnte mich zwar auf Russisch verständigen, auch lesen – aber schreiben? Jedenfalls brauchte ich einige Stunden, bis ich mein Werk mit gutem Gewissen aus der Hand geben konnte.

Wieder zum General gerufen, eröffnete er mir, er habe nebenan einen gefangenen deutschen Fliegeroffizier, der partout nicht reden wolle. „Sprich du mit ihm! Vielleicht hast du mehr Erfolg.“ Der Offizier gab sich mir gegenüber nicht redseliger, sondern wirkte eher herablassend und überheblich, was mir angesichts der Lage, in der er sich befand, unverständlich war. Als er merkte, daß er einen Deutschen vor sich hatte, ließ er mich widerstrebend wissen, er sei Handwerksmeister und habe sich schon als Hitlerjunge aktiv auf seine fliegerische Laufbahn vorbereitet. Meine Frage, ob er denn noch nie daran gedacht habe, daß er einer schlechten und verbrecherischen Sache diene, die für Deutschland nur mit einer verheerenden Katastrophe enden könne, wies er entrüstet mit dem Bemerken zurück: „Ich bin deutscher Offizier. Befehl ist für mich Befehl! Und im übrigen“, fügte er haßerfüllt hinzu, „daß Sie für die Russen arbeiten, wird Sie teuer zu stehen kommen. Siegen werden wir in diesem Krieg. Spätestens Weihnachten ist alles zu Ende. Und Sie werden einer der ersten sein, die hängen!“

Angesichts soviel Überheblichkeit und Borniertheit kostete es mich einige Mühe, nicht die Beherrschung zu verlieren. Und auf dem Weg zum General stellte ich mir die Frage, ob der einfache deutsche Soldat auch so dachte. Es war bedrückend und beschämend zugleich. Der General zeigte sich nicht überrascht, als ich ihm das wenig zufriedenstellende Ergebnis meiner Unterhaltung meldete. „Nun gut, das wirst du noch lernen! Wir sind mit dem Vorschlag der deutschen Genossen einverstanden. Du wirst künftig in einem Lager für deutsche Kriegsgefangene arbeiten. Einzelheiten erfährst du, wenn es soweit ist. Halte dich bereit!“ Jetzt verstand ich auch, weshalb mich unsere Genossen in der Komintern zum NKWD geschickt hatten. Ihm waren ja sämtliche Kriegsgefangenenlager unterstellt.

In den folgenden Wochen rief man mich noch zweimal zur Komintern. Georgi Dimitroff, Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht erläuterten mir den Beschluß der Kaderkommission und mein künftiges Aufgabengebiet als politischer Instrukteur unter deutschen Kriegsgefangenen. „Noch sind es erst einige tausend. Aber es wird nicht lange dauern, dann werden es Zehntausende sein! Und unter ihnen“, setzte Dimitroff hinzu, „müssen wir schon heute die Kader finden und vorbereiten, die nach der Vernichtung des Faschismus auch bei euch in Deutschland mithelfen, eine neue Ordnung, eine Gesellschaft ohne Kapitalisten, einen demokratischen und sozialistischen Staat zu errichten.“

● Kämpfe an allen Fronten

Natürlich begriff ich, daß man heute schon an morgen und übermorgen denken mußte. Nur – die Einsicht in die Notwendigkeit ist das eine – Begeisterung, Lust und Liebe zu einer Arbeit das andere. Davon bleibt auch ein Kommunist nicht verschont.

Inzwischen hatte sich die Lage an der Front weiter zugespitzt. Trotz des wachsenden Widerstands der sowjetischen Streitkräfte war es den Hitlerfaschisten bis September 1941 gelungen, weitere 200 bis 300 Kilometer nach Osten vorzudringen. Leningrad war von Land her blockiert, Smolensk und Kiew waren aufgegeben worden, und im Süden hatten die deutschen Truppen die Zugänge zur Krim erreicht.

Die meisten von uns Internationalisten, die sich zu dieser Zeit noch in Moskau aufhielten, waren zu Formationen zusammengefaßt worden und wurden im Stadtgebiet zu Ordnungs- und Sicherungsaufgaben herangezogen. Als ich am 19. Oktober gegen Abend vom motorisierten Streifendienst aus der Stadt zurückkehrte, meldete der Rundfunk den Beschluß des Staatlichen Verteidigungskomitees, mit Wirkung vom 20. Oktober werde über die Hauptstadt und die angrenzenden Gebiete der Ausnahmezustand verhängt.

Mit freundlicher Genehmigung des Militärverlages der DDR

Im nächsten Heft:

Die heulenden Wölfe

Foto: Militärverlag der DDR

ZEUGENVERNEHMUNG

21

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

„Das Beste wäre, sofort aus den drei westlichen Zonen einen Bundesstaat zu bilden."

Der spätere Bundeskanzler Adenauer am 5. Oktober 1945 in der englischen Zeitung „News Chronicle"

„Die Aufteilung Deutschlands wird uns freie Hand geben, Westdeutschland in ein System der Westmächte einzubauen."

New York Herald Tribune, 20. Dezember 1947

„Wir werden alles tun und das Letzte unternehmen, ich sage ausdrücklich: alles und das Letzte, um die sowjetische Besatzungszone wieder zurückzuholen."

Bundesaußenminister von Brentano, sieben Jahre nach Kriegsende

Die Szene hatte den Zuschnitt eines mittelmäßigen Krimis. Ort der Handlung war ein Lokal in der Münchner Innenstadt im Herbst 1948 oder Frühjahr 1949. Eine Frau und etwa zwanzig Männer saßen um einen riesigen viereckigen Tisch. Die Tür flog auf, ins Zimmer stürzte ein älterer Herr im wallenden Lodenmantel und brüllte: „Hände auf den Tisch!" Wir taten, wie geheißen, und starrten fasziniert auf seine vier jüngeren Begleiter. In den Taschen ihrer Trenchcoats zeichneten sich unübersehbar die Umrisse von Pistolen ab. Johannes R. Becher erhob sich und fragte: „Wissen Sie, daß hier am Tisch die größte lebende deutsche Schriftstellerin sitzt?" Die sehr bescheidene größte Schriftstellerin fiel in die größte Verlegenheit. Wie zu erwarten, hatte der Herr im Lodenmantel den Namen Anna Seghers nie gehört.

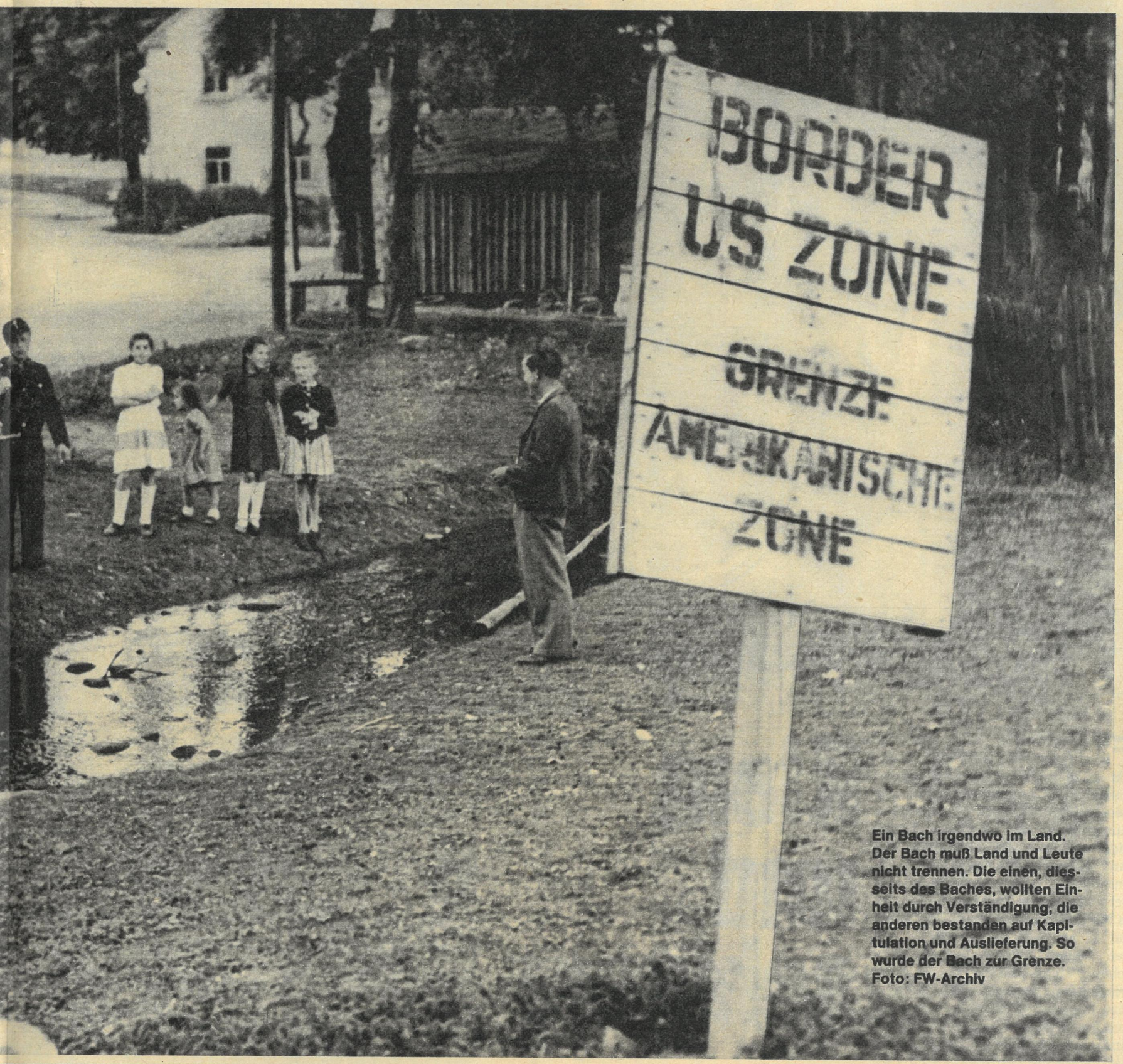
Eigentlich wollten an diesem Sonntagvormittag Künstler und Wissenschaftler aus Ost und West in Bayreuth miteinander über die Bewahrung der deutschen Einheit reden. Am Abend zuvor hatte die Polizei die Tagung verboten. Deshalb saßen wir nun in München auf einer Pressekonferenz, außer Becher und Anna Seghers zwei oder drei westdeutsche Professoren, deren Na-

men mir entfallen sind, und ein gutes Dutzend Journalisten. Der Herr im Lodenmantel schnauzte, wir sollten uns dahin zurückscheren, wo wir herkämen, nach Rußland. Anna Seghers klärte ihn auf, daß sie sich nicht nach Rußland zurückscheren könne, da sie aus Mexiko heimgekehrt sei. Der einzige in der Runde, der sich „zurückscheren" konnte, war Becher und sagte: „Ich bin Deutscher und obendrein Münchner, und ich darf doch wohl meine Vaterstadt besuchen." Hohngelächter des Kommissars: „Sie a Münchner!" Becher verlieh seiner Aussprache jenen Hauch bayrischer Tonart, der ihm noch zur Verfügung stand, und verblüffte den Herrn im Lodenmantel durch eine detaillierte Beschreibung des Stadtviertels, in dem er aufgewachsen war. Das Lokal mußten wir trotzdem räumen.

Eine Episode am Rande der deutschen Nachkriegsgeschichte, traurig, komisch, grotesk. Das war die Art, in der man dort drüben die damals tatsächlich noch offene deutsche Frage behandelte. Als sie endlich begriffen, daß man miteinander reden muß, war die bewußte Frage schon lange nicht mehr offen.

Jürgen Jessel

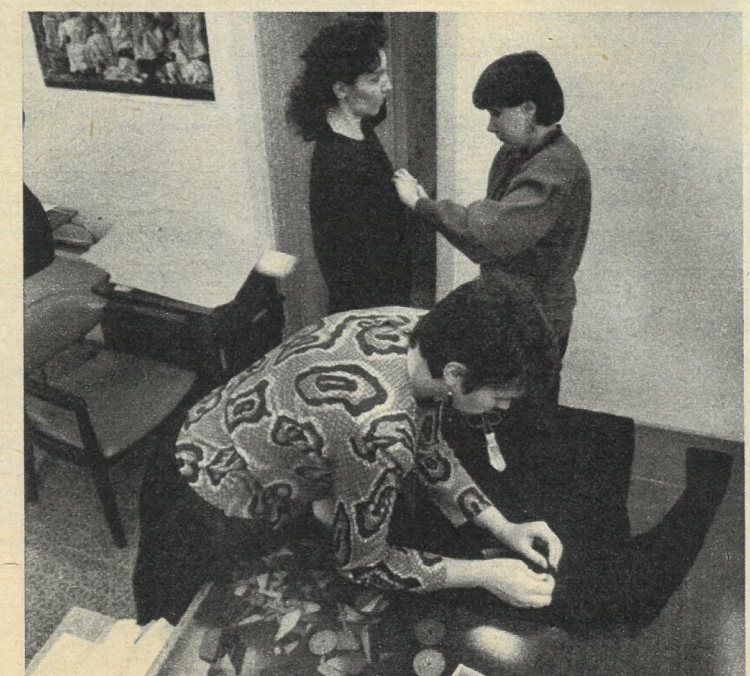
Ein älterer Herr im Lodenmantel

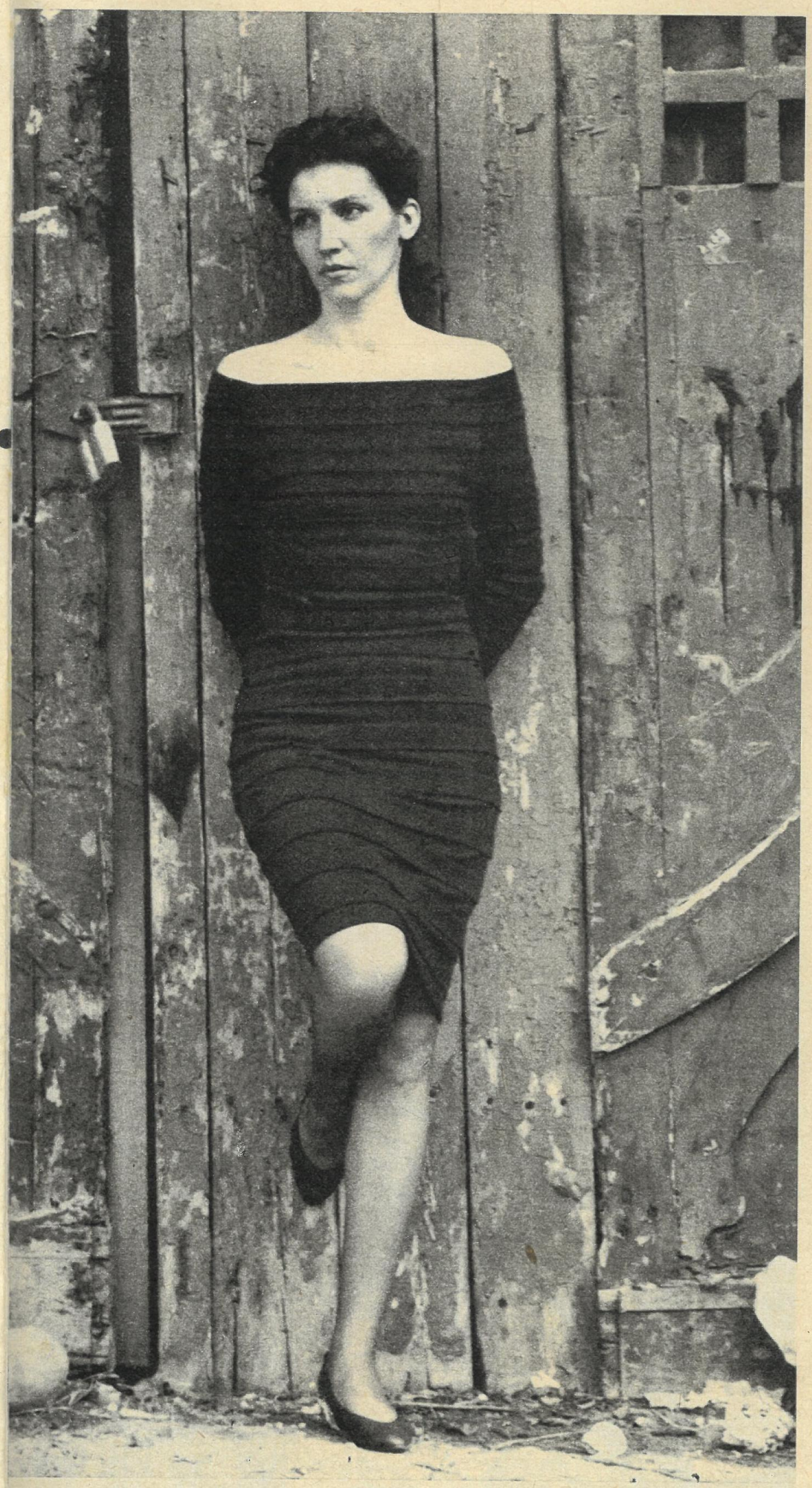


Ein Bach irgendwo im Land. Der Bach muß Land und Leute nicht trennen. Die einen, diesseits des Baches, wollten Einheit durch Verständigung, die anderen bestanden auf Kapitulation und Auslieferung. So wurde der Bach zur Grenze. Foto: FW-Archiv

Klein und schwarz

Für die Physiker ist es – wenig schön, aber wissenschaftlich exakt bezeichnet – eine „unbunte Farbe", seine Gegner nennen es gehässig eine Unfarbe. Coco Chanel – Autorität, an der man auch heute nicht so leicht vorbeikommt – befand, es mache jung und werde nie unmodern. Sie brachte das Schwarz in den zwanziger Jahren in Mode. Und da blieb es. Zu Zeiten galt es als besonders festlich. Jungen Leuten heutzutage, die zwischen Alltags- und Festkleidung sowieso kaum unterscheiden, können ihre Fummel oft nicht schwarz genug sein; Kinder von Traurigkeit sind sie deshalb noch lange nicht. Fast jede Frau wünscht es sich, das





kleine Schwarze, mit dem man immer angezogen ist und das man auch in zwanzig Jahren noch tragen kann. Nicht jede hat es.
Im „Salon 7" im Zentrum von Vilnius, ganz in der Nähe der Oper, nimmt sich Snaigė Bautrėnienė (im Foto unten: hinten rechts) auch dieses Wunsches litauischer Frauen an. Die studierte Modegestalterin ist Chefin des Ateliers, das zu einer staatlichen Vereinigung gehört. Nach Maßen und Wünschen der Kunden fertigt es exquisite Garderobe zu exquisiten Preisen. Einzelstücke. Doch einfach Maßschneiderin will Snaigė Bautrėnienė nicht sein. Die Preisträgerin des Allunionswettbewerbs sowjetischer Modegestalter in Tallinn arbeitet am liebsten nach ganz eigenen Ideen. Die sind jetzt manchmal von Mailänder Mode inspiriert, zu ihrem Preis gehörte eine Studienreise durch italienische Modehäuser. Doch liegen Kreativität und Ökonomie miteinander im Streit. Vilnius' Frauen geben dem Konventionellen meist noch den Vorzug. Snaigė Bautrėnienės Modelle bleiben, bestaunt, bewundert, geflohen, mitunter auf der Stange hängen. Für den Fototermin mit FREIE WELT wählte sie drei kurze kleine Schwarze aus Gewirk. Dem Schulterfreien habe ich zugeblinzelt.

Friederike Hain (Text)
Nina Rücker (Fotos)

BERLINER ENSEMBLE

Schwere Geburt

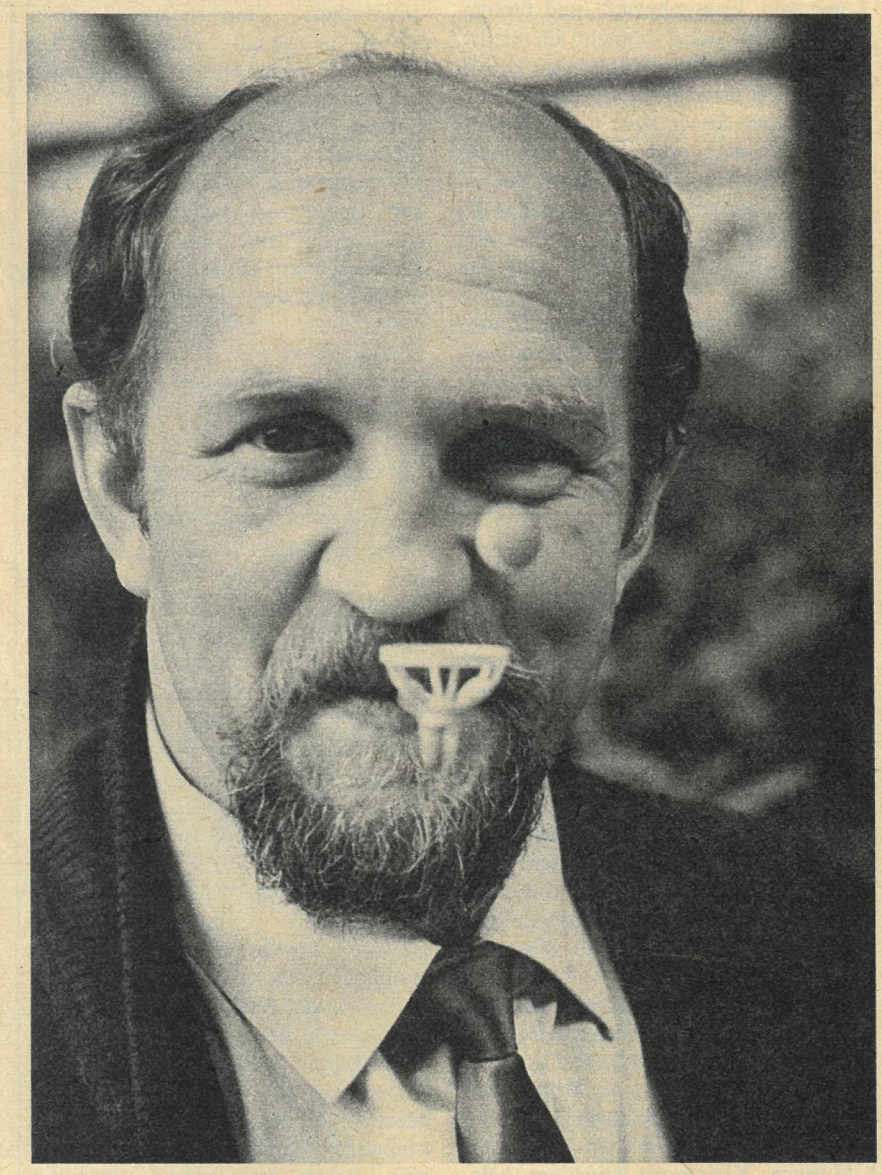
Die Jungkommunistin Milda wünscht sich ein Kind. Proper soll der Erzeuger sein, klassenbewußt und proletarisch. „Sie selbst brauch' ich nicht", gibt sie dem Auserwählten zu verstehen. „Ich brauch' Ihr Sperma." Milda will ihrem Sowjetstaat auch als Mutter das Beste geben – ein gesundes Kind, einen idealen Menschen, der nahenden, der kommunistischen Zeit gemäß. Cool und planvoll bereitet sich Milda auf die Empfängnis vor. Am Stückschluß – Tusch und Blumenstrauß für das wohlgeratene Kleine, das aufwächst im Heim, gut gepflegt, kollektiv. Empfehlung für alle werdenden Mütter?
Diese tragikomische Konstellation erdachte sich der sowjetische Dramatiker Sergej Tretjakow, geboren 1892 in Litauen, für sein Theaterstück „Ich will ein Kind haben!". 1927 geschrieben, reflektiert es den Enthusiasmus der zwanziger Jahre, als sich nach den Wirren von Revolution und Bürgerkrieg das Leben in Moskau normalisierte, günstig für Kinder- und Familienglück. Doch die errungene Freiheit gebar viel unbekannte, mitunter gar abstruse Lebensauffassungen.
Der Autor war ein populärer Mann, war Lyriker, Prosaist, zeitweise Literaturprofessor an der Pekinger National-Universität, Verfasser von Revolutions- und Agitationsdramen wie „Hörst du, Moskau" (1923), „Gasmasken" (1924), „Brülle, China!" (1926). Sein „Ich will ein Kind haben!" zählt zu den ersten Stücken über den sowjetischen Alltag. Satirische und groteske Nebenszenen aus dem Milieu von Hausbewohnern, Schiebern, Arbeitern, Straßenmädchen, emanzipierten Müttern, Kleinkunst-Künstlern beleben die Haupthandlung. Milda selbst trägt auch komische und kritische Züge. Tretjakow will sie nicht als Anhängerin der damals vieldiskutierten Eugenetik – der Erneuerung des Menschen durch ausgewählte Erbträger – mißdeutet sehen. Obwohl die Heldin ihren Willen rigoros und mit Erfolg durchsetzt, wünscht der Autor „dem Publikum Mildas Weg nicht aufzudrängen". Vielmehr sollte während und nach der Vorstellung nachgedacht, debattiert werden über die beste Art, gesunde Kinder zu erziehen. Plädiert wird für Hygiene, Alkoholabstinenz, gegenseitige Achtung, Verantwortung für sich und andere. Um erzieherische Wirkungen solcher, damals ganz neuer Art durch Dramatik zu erzielen, hat Tretjakow viel an seinem Thesen- und Diskussionsstück laboriert; so entstand eine spielerische, später eine betont lehrstückhafte Variante.
Mitstreiter waren unter anderen Regisseur Wsewolod Meyerhold und Bühnenbildner El Lissitzky. Ihnen schwebte eine Aufführung im Stil agitatorischen Improvisationstheaters vor. Sie wurde nie realisiert. Doch das Stück zog seine Spuren. Majakowski sah sich ermutigt, seine Arbeit an den Satiren „Die Wanze" (1928) und „Das Schwitzbad" (1929) fortzusetzen. In Deutschland interessierten den jungen Brecht die gedanklichen und strukturellen Neuerungen des Stücks. Er bearbeitete dessen Übersetzung, die 1932 mit dem Untertitel „Die Pionierin" erschien. Einflüsse sind nicht nur in seinem „Guten Menschen von Sezuan" nachweisbar. Tretjakow selbst lernte er 1930 kennen und war ihm bis zu dessen gewaltsamen Tod im Jahr 1939 freundschaftlich verbunden.
Dann blieb es jahrzehntelang still um Autor und Stück. 1982 wagten Berliner Studenten der Theaterwissenschaft eine DDR-Erstaufführung. Komödiantisch und einfallsreich inszeniert von Peter Konwitschny, entpuppte sich hier Mildas Konzept letztlich als lebensfern und utopisch. Ein Clou: Milda wurde von sechs Darstellerinnen gespielt.
In der kürzlich herausgekommenen Inszenierung am Berliner Ensemble wird Tretjakows Stück zum Stiefkind degradiert. Das liegt weniger am unwirtlichen Ausweichspielort „Berliner Prater" als am hochgetrimmten Inszenierungsgestus. Überdimensionale Portalfiguren, Laufsteg quer durch den Saal, charakterloskahle Bühne, weit- und großräumige Arrangements, Nebenszenen, die sich verselbständigen, viereckig gelb geschminkte Darsteller – das alles ergibt nichts gedankenvoll Ganzes. Ohne Witz die riesige Plastik-Banane, die sich just hebt, wenn sich der „Akt" vollzieht. Ein Wunder, wie die kleine, zarte Andrea Solter in der Hauptrolle das Publikumsinteresse nicht ganz erlahmen läßt. Mit Brille, Baskenmütze, Aktentasche, eine stramme Emanze, verklemmt, forsch, manchmal rührend hilflos. Eine Idealistin, die das Beste will, doch deren Gefühle verkümmern. Man ahnt die Dimension des Stückes, von dem Majakowski einst – wenn auch übertrieben – kündete, es könne in Westeuropa ein zweiter „Panzerkreuzer Potemkin" werden.

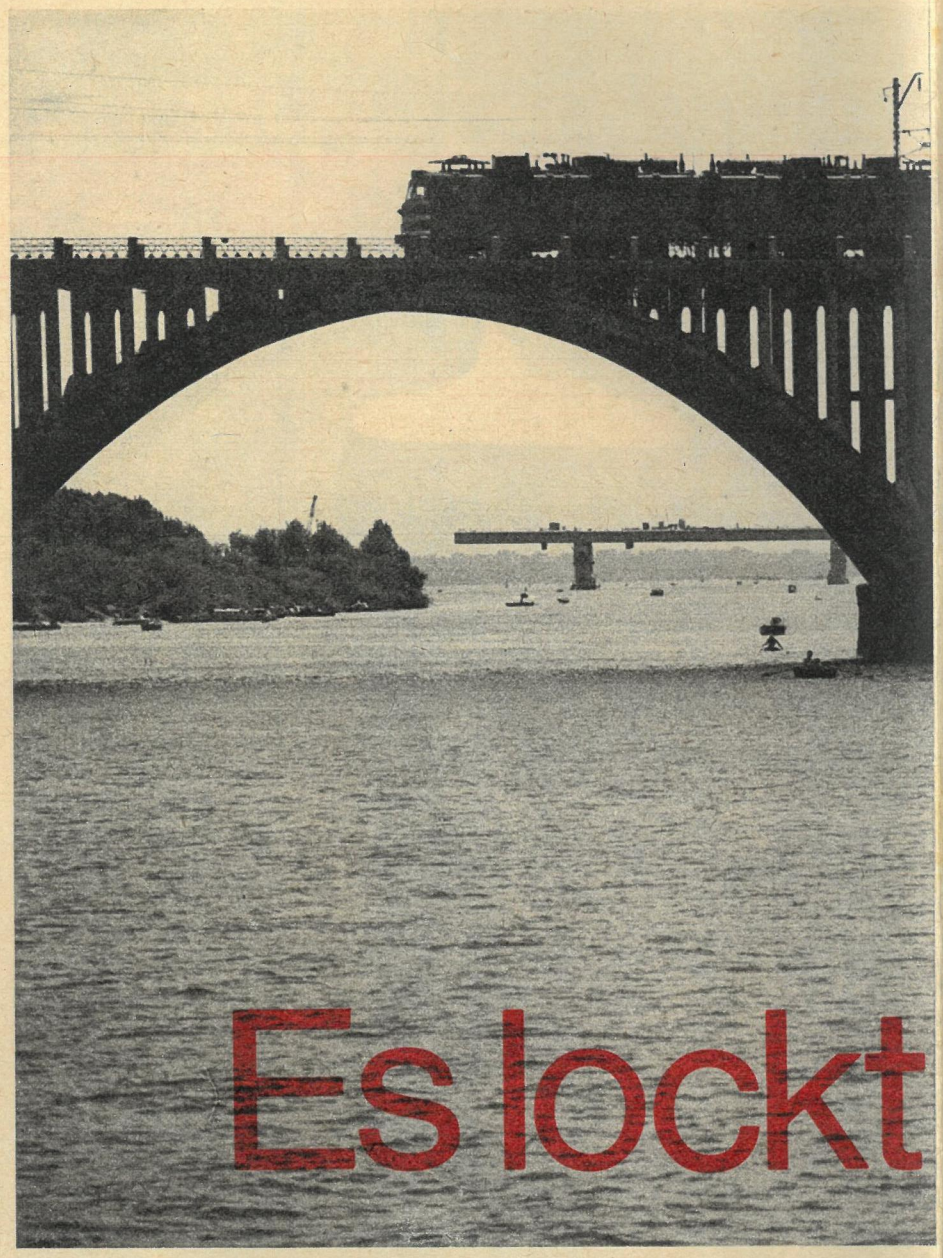
Liane Pfelling

Es lockt

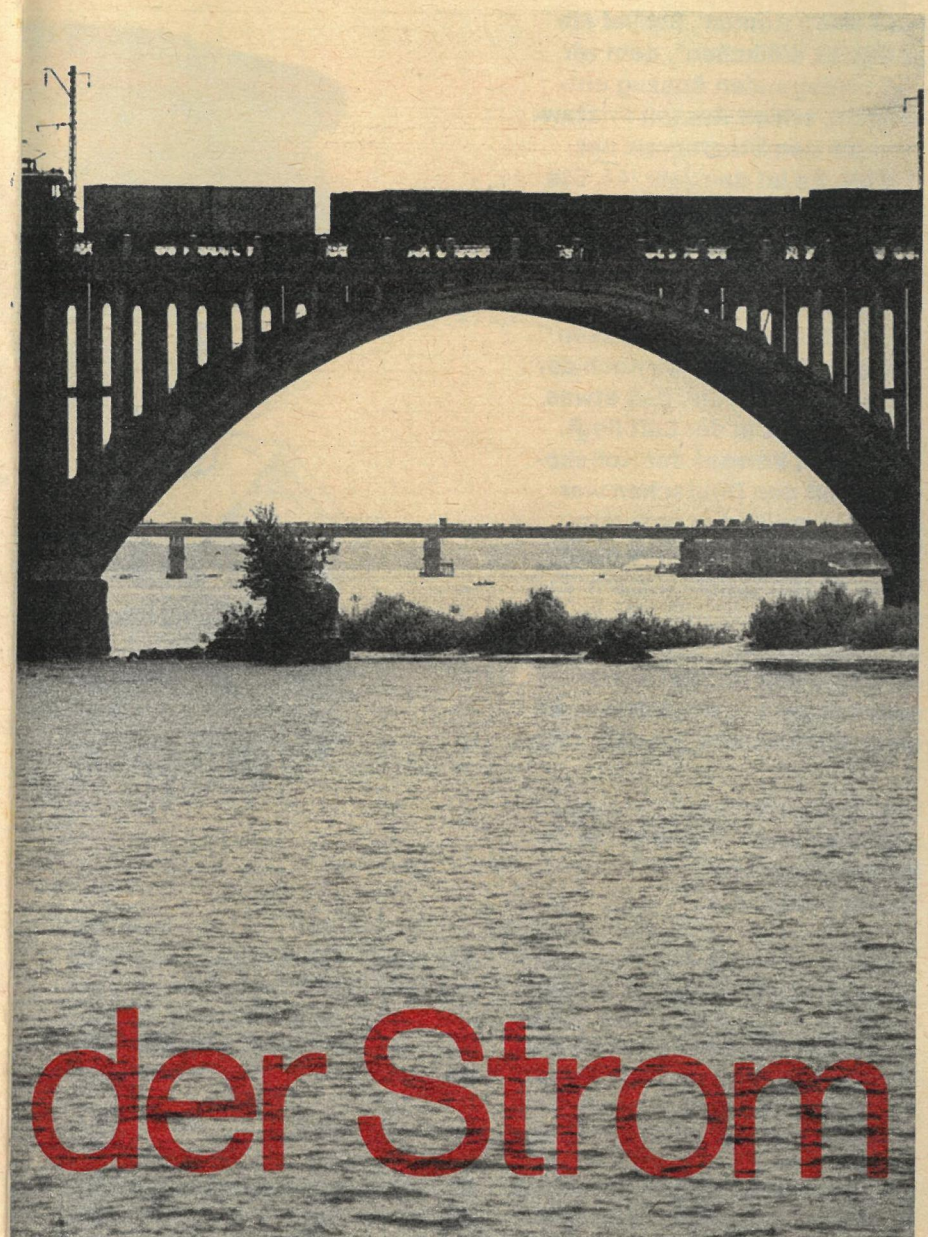
Große Wasser und vorbeischwimmende Schiffe regen die Phantasie an, zumindest meine, der ich von der Wasserkante stamme. Es ist, als ob die frische Brise einem die Gerüche ferner Länder in die Nase bringt, man sieht sich im Matrosendrillich stolz hinterm Ruder, möchte tauchen können wie ein Fisch oder zumindest auf einem Surfbrett in eleganten Schwüngen einmal den großen Linern davonfahren…

Die Kiewer könnten ihre Phantasie täglich auf die Reise schicken, denn sie leben am Dnepr, mit seinen 2285 Kilometer Länge drittgrößter Fluß Europas und einer der kräftigsten dazu. Doch da sie seine Fluten direkt vor der Nase haben, bleiben sie nicht beim Träumen, sondern machen sie sich zunutze. Am sonnigen Wochenende in Tausender-Scharen. Die Frühaufsteher sind die Angler, mit Ruder- oder Schlauchboot haben sie sich über die halbe Breite des Flusses verteilt, bis dicht an die Fahrrinne. Es scheint, als hätten sie ihre Weidegründe mit einem Zirkel exakt abgesteckt. Andere halten die Würmer vom Kai aus in den Strom. Die größte Männertraube findet sich natürlich vor dem Hinweisschild gleich am Flußhafen: Hier ist Angeln verboten. Schon stechen die vollbesetzten Ausflugsdampfer in See, zur kleinen und größeren Rundfahrt oder gleich für Tage bis hin zum Schwarzen Meer. Daß der Hochsommer auch die Zeit der Bräute ist, entdeckt man gleichfalls am Dnepr. Glückliche Paare flanieren scharenweise auf der Uferpromenade, nachdem sie dem Fluß für seinen langen Weg ein Blumenbukett mitgegeben haben. Die Mehrheit jedoch zieht's einfach zum Sonnen- und Wasserbad. Also muß man über den Strom, auf seine romantische Strand- und Waldseite. Mit der Metro, mit dem Auto oder mit dem breiten Menschenstrom über die Fußgängerbrücke, mitten hinein in das tägliche Volksfest für Mini- und Bikinibekleidete auf der Truchanow-Insel. Hier darf man so gut wie alles: schwimmen, schlanken Mädchenbeinen nachschauen, einen Sonnenbrand kriegen, Spielautomaten traktieren, modernen Gauklern aufsitzen, seine Muskeln stählen oder seine Fäuste an alten Autoreifen blessieren, Bier trinken, eine Portion Schaschlyk ergattern, sein Kind für den Fotografen reiten lassen und auch tanzen nach originalen Blasmusik-Melodien. Dazu empfiehlt sich jedoch leider immer noch, nicht nur die Badebekleidung anzuhaben… Und wem von alldem zu heiß wird, der kühlt eben schnell mal sein Mütchen ab: es lockt der Fluß.

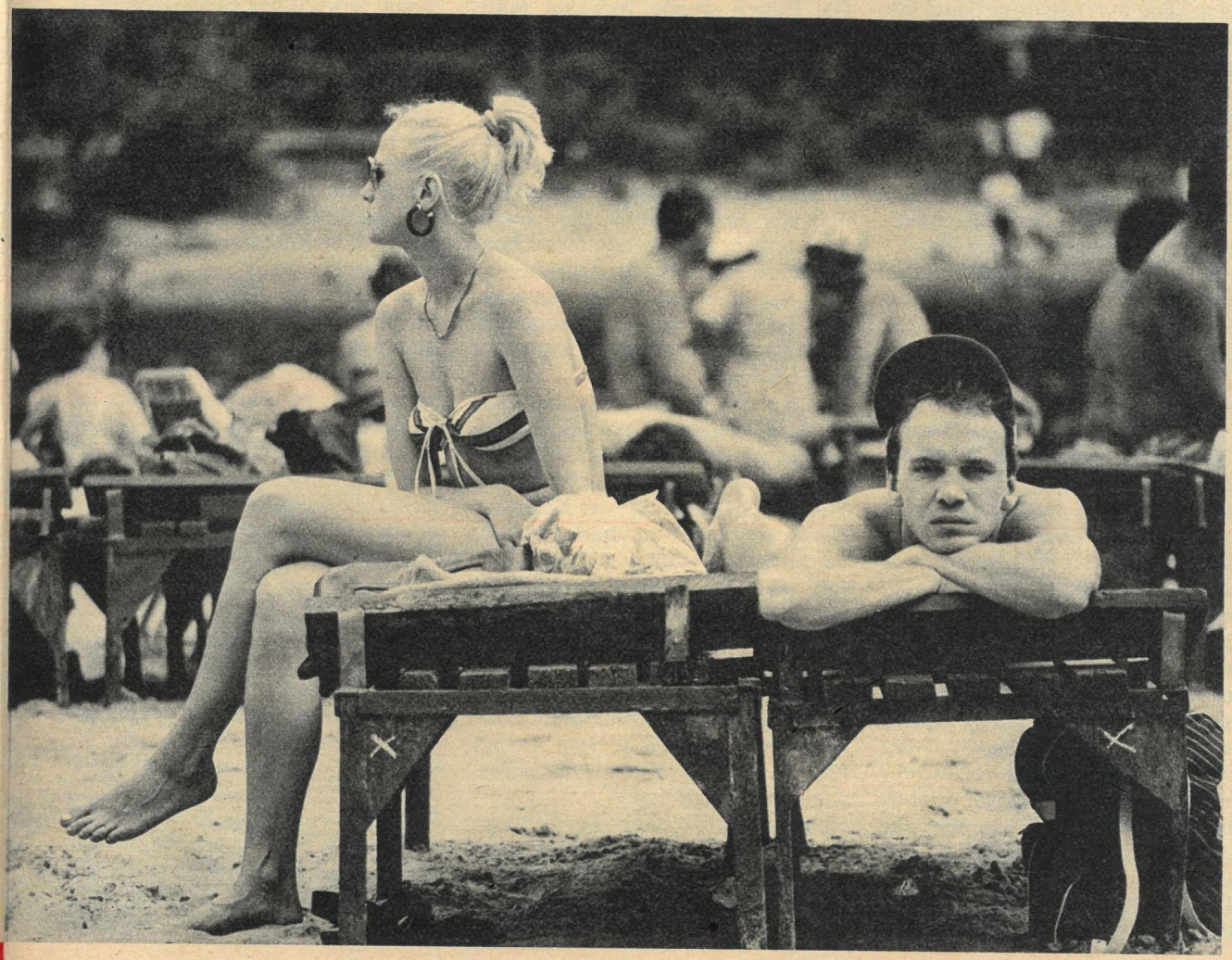




Sebastian Wolf (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



der Strom



Für seinen Roman „Schlief ein goldenes Wölkchen", dem wir den vorliegenden Auszug entnahmen, erhielt Anatoli Pristawkin 1988 den Staatspreis der UdSSR. Es ist das Jahr '44. Die Zwillinge Saschka und Kolka, Zöglinge des Moskauer Kinderheims, melden sich für einen Kindertransport in den Kaukasus, es soll dort reichlich zu essen geben... Schon gleich nach der Ankunft merken sie, daß etwas Bedrohliches in der Luft liegt. Unter dem Vorwurf der Kollaboration mit den Deutschen war hier kurz zuvor das gesamte Volk der Tschetschenen nach Sibirien ausgesiedelt worden. Einige Männer konnten fliehen... An Saschkas und Kolkas Schicksal behandelt der Autor, der selbst manches durchlitten hat, diese komplizierte Problematik.

Sein Buch erscheint demnächst im Verlag „Volk und Welt" in der Übersetzung von Thomas Reschke.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Einstweilen wurden im Hof, der auf drei Seiten von Häusern und auf der vierten von der stachligen Hecke umschlossen war, die Vorräte abgeladen, die man uns auf die Reise mitgegeben hatte: ein paar Kisten Konservenbüchsen mit ausländischen Etiketten, ein Ballon mit ranzigem Pflanzenöl aus den Beständen der Arbeiterversorgung, den der Direktor persönlich mitgenommen hatte, sonderbare Geschenkbeutel mit fremden Etiketten und ein Berg Klamotten.

Glücklicherweise waren in dem zweigeschossigen Haus in sämtlichen Räumen Betten mit Matratzen vorhanden, und wer kein Bett mehr abbekam, dem wurde auf dem Fußboden ein Lager bereitet.

Die Mädchen, weniger an der Zahl, wurden im Erdgeschoß untergebracht, die Jungen im ersten Stock, die Ältesten aber, Schüler der sechsten und siebenten Klasse, kamen in einer Hälfte des ebenerdigen Seitengebäudes unter. In der anderen Hälfte wurden die Küche und der Speisesaal eingerichtet. In das zweite ebenerdige Gebäude zogen der Direktor und die Erzieher. Hier befanden sich auch der Lagerraum und weitere Wirtschaftsräume.

Aber das war die sichtbare Ordnung, die im Verlauf mehrerer Wochen erreicht wurde. Alles übrige gestaltete sich elementar, das heißt überhaupt nicht. Drei Erzieher und der Direktor, das war das ganze Personal dieser Kolonie. Keiner kannte keinen, und es gab keine Möglichkeit, diesen halbtausendköpfigen Koloß, den der Zufall zusammengebracht hatte, zu überblicken.

Es gab keinen Koch, und es war auch nichts zum Kochen da. In den schönen amerikanischen Büchsen befand sich Brennesselsuppe. In den Geschenkbeuteln, die gruppenweise ausgegeben worden waren, ohne daß sie vorher geprüft worden wären, fanden sich ein Brief von der englischen Trade-Union-Gewerkschaft, die Zeitung „Der britische Verbündete", mehrere Schachteln Zigaretten, Präservative, flache Papierstreichhölzer wie auch Reklameschönheiten in unzüchtigen Posen.

Als Pjotr Anissimowitsch dahinterkam, daß diese Päckchen keineswegs für Kinder gedacht waren, qualmte die Hälfte der Zöglinge bereits Zigaretten, die Präservative hingegen wurden aufgeblasen und in die Luft geworfen. Die Schönheiten wurden an den Wänden befestigt, nachdem sicherheitshalber mit Bleistift dazugeschrieben worden war, was bei ihnen wie hieß. Der „Britische Verbündete" war zum Hinternabwischen zu gebrauchen, und da die einzige Toilette schon vom ersten Tag an bis unters Dach vollgeschissen war und alles ringsum desgleichen, wurde dies nunmehr hinterm Haus bei der Hecke verrichtet, und die Fetzen der ungewohnt harten Verbündetenzeitung lagen überall herum. Die Zeitungen waren wohl das Nützlichste von allem.

Die Büchsen von der Brennesselsuppe wurden in zwei Hälften geschnitten und als Teller gebraucht. Löffel besorgten sich die Kinder selbst und führten sie bei sich. Viele schnitzten sich ihren aus Holz. Im übrigen war vorerst nichts da, was sie damit hätten löffeln können. Die Plürre, die von Anfang an in der selbsteingerichteten Küche auf einem Dreibein gekocht wurde, enthielt nichts Dickes und wurde Mehlplempe genannt: Maismehl, Wasser und das Öl des Direktors. Sie wurde direkt aus der Konservendose getrunken. Bald aber war auch das Mehl alle, und die Kolonie ging dazu über, auf eigene Faust Eßbares zu organisieren, was übrigens für die meisten nichts Neues war. Für die Kusmin-Zwillinge auch nicht.

Nachdem die Brüder sich in einem Winkel ganz ordentlich eingerichtet hatten, nahe dem Ofen, der noch nicht wärmte, aber der nächste Winter kam bestimmt – die Kusmin-Zwillinge blickten weit voraus, weiter als die anderen –, nahmen sie eine Bestandsaufnahme der vorhandenen Werte vor.

In dem Geheimversteck, das sie in einiger Entfernung am Ufer der Sunsha, eines seichten Flüßchens mit rötlichem Wasser, eingerichtet hatten, lagen die ausländischen Streichhölzer aus dem Verbündetenpäckchen, zwei Präservative, eine schöne durchsichtige Tüte, die Waggonschlüssel, die sie dem Zugbegleiter aus der Tasche stibitzt hatten, während er ihnen die Namen der Berge nannte, der Dreißigrubelschein, vom häufigen Gebrauch an den Knicken durchgewetzt, und ein paar Kartoffeln, gleichfalls dem einfältigen, schlafmützigen Zugbegleiter gemaust.

Verglichen mit den Rücklagen in Tomilino war das viel mehr, und mehr ist immer besser.

Das Schlupfloch der ehemaligen Tierhöhle hatten die Brüder erweitert, um dort noch mehr verstecken zu können, wenn sich etwas fand.

Es fand sich, wenn auch nicht sofort.

Das nächste, was die Kusmin-Zwillinge in ihrem neuen Leben vollbrachten, war eine Erforschung der Kolonie, das heißt, sie untersuchten sorgfältig das Territorium, sämtliche Räume, Winkel und Dachböden.

Aus Gewohnheit begannen sie mit dem Brotschneideraum, der bislang leer war. Außer der Waage und den Gewichten – das sahen sie durchs Fenster – gab es dort gar nichts. Das Vorhängeschloß an der Tür war schwächlich, und die Fenster waren nicht vergittert.

All das empfanden die Kusmin-Zwillinge als einen gewissen Fortschritt im Vergleich zu Tomilino. Interessant war auch, daß der Speisesaal und die Küche wenig umsichtig gleich neben dem Schlafsaal der Jungen eingerichtet worden waren. Bei Gelegenheit mußten sie von dieser unbewachten Seite aus Zugang zur Küche suchen. Freilich, eine Küche in dem Sinne, wie die Brüder es gewöhnt waren, gab es hier auch nicht.

Die Plürre wurde von den Mädchen unter freiem Himmel auf einem Dreibein gekocht. Sie war es nicht wert, daß die Brüder davon geklaut hätten.

In den Speisesaal konnte man, wenn man wollte, einmal und noch einmal zum Mittagessen gehen. Zumal die Brüder auch hier schon vom ersten Tag an mit ihrer Ähnlichkeit alle in die Irre führten.

Sie tauschten die Betten, die Kleider, die Löffel, die Schüsseln und sogar die Gewohnheiten, wenn das möglich war.

So kam es, daß eines Tages eines der Kinder ganz aufrichtig rief:

„Sagt mal, Brüder, wißt ihr wenigstens selber, wer von euch wer ist? Wer Saschka ist und wer Kolka?"

Die Brüder, ohne zu überlegen, antworteten, sie wüßten es nicht, womit sie die übrigen noch mehr täuschten. Der Schlafsaal lachte so laut, daß es die fernen Detonationen in den Bergen übertönte, und am lautesten lachten die Brüder selbst. Das Zumnarrenhalten hatte begonnen, und auf diesem Gebiet fühlten sich die Kusmin-Zwillinge wie Fische im Wasser.

Sie inspizierten auch das Zimmer des Direktors und ganz besonders gleich daneben das Vorratslager.

Beim Direktor gab's vorerst nichts zu gewinnen, und das unterschied den jetzigen Direktor unvorteilhaft von dem Tomilinoer Gauner, den die Kinder natürlich mehr als einmal auszuplündern versucht hatten, was jedoch die Bestien von Hunden verhinderten.

Im Vorratslager, in das sie die Nase steckten, gab es außer Säcken mit Klamotten nur den Ballon mit dem Pflanzenöl, und den nahmen die Brüder unter Beobachtung.

Zumal sowohl das Schloß als auch der Riegel primitiv waren und sich mit bloßem Finger öffnen ließen.

Als sie sich vor der Tür des Vorratslagers herumdrückten, stießen sie auf Regina Petrowna. Sie wohnte gleich nebenan, um die Ecke.

Ein winziges Zimmerchen an der Stirnseite, zwei Eisenbetten, ebensolche wie bei den Kindern, ein Nachttisch.

Aber schon hing vor dem Fenster ein hübsches Gardinchen, auf den Betten lagen, völlig ungewohnt, geblümte Decken, auf dem Fußboden bei der Tür ein kleiner Teppichläufer, und an der Wand gab es einen kleinen Spiegel mit Holzrahmen.

Die Kusmin-Zwillinge, von der Erzieherin hereingebeten, empfanden all das als unglaublich schmuck und festlich. Anders konnte es ja auch nicht sein.

Vor der Tür traten sie von einem Bein aufs andere, um nicht mit ihrem Schuhwerk und ihrer Anwesenheit diese Ordnung zu zerstören, aber die Hausfrau schob sie fast mit Gewalt ins Zimmer und nötigte sie, auf den Betten Platz zu nehmen. Stühle gab es nicht.

Regina Petrowna sagte ihnen, daß ihre Männlein draußen spielten und es gottlob weniger Schmutz und Gedränge gebe, dabei breitete sie eine saubere Serviette über den

Illustration: Martin Kotsch

Anatoli Pristawkin

ILJA

Nachttisch und stellte eine Untertasse mit zwei Würfeln Dörrbrot darauf. Dann holte sie vom Kessel eine Kelle voll Tee, goß allen ein und tat jedem ein paar Krümel Saccharin hinein, die sie einem weißen Tütchen entnahm, ähnlich dem, aus dem Saschka auf der Station Kuban mit Tabletten vollgestopft worden war.

Die Brüder schlürften gierig den süßen Tee und knabberten sparsam an dem Dörrbrot; die Stückchen schmolzen von selbst im Mund und machten den ohnehin starken Hunger noch spürbarer.

Die Hausfrau, die ihre dichten schwarzen Haare zu einem Knoten gewunden hatte, saß am Fenster und rauchte; das Fenster war übrigens auch so schwach, daß jeder es aufbrechen konnte, wenn er hier herein wollte.

Der erfahrene Kolka bemerkte das sofort.

„Na, habt ihr schon alle mit eurer Ähnlichkeit durcheinandergebracht?“ fragte Regina Petrowna mit einem Blick auf die Brüder. „Ich habe hier die Papiere sortiert; eigentlich habe ich nur mit den Mädchen zu tun, aber eure waren auch dabei. Eine Beurteilung für zwei. Da steht, bei euch wäre nicht nur das Aussehen gleich, sondern auch die Gewohnheiten und die Neigungen und alles andere. So steht es da. So als wie, es lohnt gar nicht, für euch zwei Beurteilungen zu schreiben, denn die Kusmins wären sowieso ein Mensch mit zwei Gesichtern.“

Regina Petrowna wollte noch etwas hinzufügen, ließ es aber.

„Na schön. Später“, sagte sie nach einigem Zögern. „Übrigens, wer von euch ist wer? Who is who?“

Kolka sah das übriggebliebene Stück Dörrbrot seufzend an und sagte:

„Saschka ißt schneller, er hat wenig Geduld. Ich hab mehr. Dafür ist er klüger und flinker mit dem Kopf. Ich bin geschickt.“

„Aha, also doch verschieden… Ich hab mir schon gedacht, daß sie euch nicht kennen. Daß ihr sie auch getäuscht habt. Obwohl… Manche braucht man gar nicht zu täuschen, für die haben alle Kinder dasselbe Gesicht. Übrigens…“ Regina Petrowna dachte an etwas und blies den Rauch zum Fenster hin. Sie rauchte so hübsch mit gespitzten Lippen, daß die Brüder auch Lust bekamen zu rauchen. „In eurer Beurteilung steht, daß ihr schon ein paarmal bei der Miliz gelandet seid. Wofür, wenn's kein Geheimnis ist?“

Kolka druckste und sah Saschka an. Aber Saschka knabberte an seinem Dörrbrot und schwieg.

„Na … Wir haben auf dem Markt eine Salzgurke geklaut.“

„Salzgurke? Eine Gurke?“

„Nein, zwei! Eine hab ich genommen, die andere Saschka. Damit's mehr war!“

Saschka hatte sein Dörrbrot aufgegessen und fügte hinzu:

„Nein, es war anders. Wir hatten die Wachsamkeit verloren. Einer von uns hat Schmiere gestanden. Na, das heißt, wenn was ist, muß er ‚Achtung‘ oder ‚Paß auf‘ rufen. Der andere hat die Gurke aus dem Faß geholt. Aber dann wollte der, der Schmiere gestanden hat, auch eine grapschen, und da haben sie uns geschnappt…“

Regina Petrowna lachte nicht, sie blickte nachdenklich aus dem Fenster.

Sie rauchte zu Ende, warf den Kippen hinaus und wandte sich den Brüdern zu.

„Haltet durch, meine Lieben. Meine Männlein müssen's auch. Und die Mädchen aus meiner Gruppe hungern nicht weniger als ihr. Unser Direktor ist nach Gudermes gefahren, vielleicht bringt er Lebensmittel mit. Bis dahin… Ihr besucht mich doch wieder, ja? Besucht mich, wirklich, irgendwas findet sich schon für euch. Das Saccharin reicht noch eine Woche, da könnt ihr Tee trinken.“

Die Brüder erhoben sich und versprachen wiederzukommen. Und obwohl sie einander nicht ansahen, spürten sie und wußten, daß sie das gleiche spürten: Sie würden nicht oft diese wunderbar schöne und gütige Frau Regina Petrowna besuchen, weil sie nämlich auch hungerte.

Ja, wenn es ihnen gelänge, irgendeinen anständigen Happen zu organisieren, dann würden sie kommen, um sie königlich zu beschenken.

Mehr noch, ihre Beutegänge mußten erfolgreicher werden, weil Regina Petrowna bestimmt nicht selbst auf Beute gehen konnte. Wie sollte sie mit ihren zarten Fingern ein Schloß aufbrechen? Essen aber mußten sie und ihre Männlein Marat und Jaurès auch.

Das waren ihre Gedanken, als sie sich verabschiedeten. Kolka war es gelungen, ein Stückchen Dörrbrot zu sparen und in die Tasche zu stecken. Das wollte er nachher Saschka schenken.

☆

Nachdem die Brüder die Häuser, die Lagerräume, die Schlafsäle und die Dachböden (dort lagerten hinter schlecht verschlossenen Türen ebenfalls Matratzen) untersucht, die stachlige Hecke bis auf den letzten Strauch studiert und zwei geheime Schlupflöcher darin gefunden hatten, wandten sie ihre dringliche Neugier dem Fluß, den nahen Gärten und natürlich der Staniza Berjosowskaja zu, die drei Kilometer von der Kolonie entfernt lag.

Das, was sie für die Höcker einer Panzersperre auf freiem Feld gehalten hatten, erwies sich als ein alter Friedhof, der keineswegs furchteinflößend war und weder Kreuze noch frische Gräber hatte. Auf den grauen Granitpfählen war etwas in einer unbekannten Sprache eingemeißelt, einige zeigten auch zwei Patronentaschen, wie die Brüder sie in dem Film „Die Schweinehirtin und der Schäfer“ auf der Brust des schönen Schäfers gesehen hatten. Der Schäfer hütete seine Schafe und sang aus vollem Hals ein Lied.

Die Brüder berührten den glatten Stein und die eingeritzten Patronentaschen und dachten gleichzeitig, daß in den hiesigen Bergen im Unterschied zu ihrem Lieblingsfilm, den sie wohl zehnmal gesehen hatten, niemand fröhliche Lieder sang noch Schafe hütete.

Die Brüder beobachteten die Staniza ein paar Tage lang und kamen zu dem Schluß, daß dort Menschen lebten. Sie lebten irgendwie heimlich, unsicher, denn sie kamen abends nicht aus den Häusern und saßen auch nicht auf der Erdbank. Nachts wurde in den Häusern kein Licht gemacht. Niemand spazierte auf den Straßen, niemand trieb Vieh, niemand sang Lieder. Der Teufel mochte wissen, wie sie so leben konnten, aber sie lebten, das war die Hauptsache.

Das erste Mal pirschten sich die Brüder übers Feld und von den Gärten her heran. Sie stießen auf Kartoffeln, gruben eine Pflanze probehalber aus und stellten fest, daß die Kartoffeln reif waren; sie mußten abends wiederkommen.

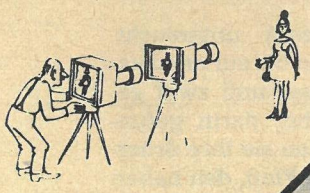
Lautlos gelangten sie an die Scheune, warteten, horchten. Aber da ertönte Husten, schwerer Husten, Männerhusten, und eine Art Murmeln. Sie machten kehrt. Die Begegnung mit einem dörflichen Hausherrn verhieß nichts Gutes. Auf dem Markt von Tomilino hatten die Bauern grausam, tödlich zugeschlagen. Die Städter hatten auch geschlagen, aber barmherziger.

Das zweitemal fanden sie sich bei Dunkelheit während der Nachtruhe ein, buddelten Kartoffeln aus, stopften das Hemd und die Taschen voll und stahlen sich am Straßenrand davon.

Wieder hatten sie nichts gesehn, nur da und dort dumpfe Stimmen hinter den Zäunen gehört.

Kein Hund bellte, kein Huhn kakelte, kein Ferkel kreischte wie in Tomilino, keine Scherzlieder zum

Fortsetzung auf Seite 41



Viktor Marjanowski/ UdSSR

Wie kann man nur so schön sein

Wenn ich nicht kürzlich Stepan Tscheglow, einem alten Freund, begegnet wäre, würde ich mich bis zum heutigen Tag in einem peinlichen Irrtum befinden. Hervorgerufen durch meine Frau Lenotschka, die mich stets, wenn ich von der Arbeit kam, mit den Worten begrüßte: „Bist du endlich da, mein Herzallerliebster! Ach, Petenka, was für eine Sehnsucht hatte ich nach dir, du mein Allerschönster!" Woran sich eine Sturzflut von Komplimenten und Lobpreisungen anschloß. Danach hatte ich graue Augen wie ein Adler, eine Stirn wie Sokrates, und meine Ohren waren klein und zierlich wie bei dem berühmten Filmstar Alain Delon…

Selbst beim Schneider war es das gleiche: Ich ließ mir einen Mantel im Modeatelier arbeiten, wir gingen zur Anprobe, der Schneider schaute, schaute und seufzte verstohlen, da fiel Lena wie ein Habicht über ihn her: „Der Figur meines Mannes paßt sich der Mantel geradezu von alleine an."

Einmal, als ein Verkäufer im Hutgeschäft zu bemerken wagte, daß zu meiner Nase kein Hut passe, ging ein Orkan der Entrüstung über ihn hinweg. „Was, einer von Ihren scheußlichen Hüten paßt meinem Petenka nicht? Sehen Sie denn nicht diese wundervolle Nase? Eine ausgesprochen römisch-griechische Götternase!"

Und ich war leider stolz darauf! Nicht, daß ich an meine Schönheit glaubte, aber was für eine Befriedigung verschaffte mir die Bewunderung meiner Frau! Und ihr unbedingter Glaube an mein außergewöhnliches Aussehen!

Eines Tages auf dem Heimweg kommt mir also Stepan Tscheglow entgegen. Ein Wort gab das andere… Kurz gesagt, als ich auf die Uhr blickte, bekam ich einen mächtigen Schreck. Mitternacht war längst vorüber, die zweite Morgenstunde hatte begonnen, und da fiel mir auch noch ein: An diesem Abend hatten Lena und ich Theaterkarten gehabt!

Ich stürzte los, raste nach Hause, öffnete atemlos die Tür und hörte, wie meine Frau am Telefon mit erregter Stimme sprach: „Ja, ja. Pjotr Petrowitsch Zimbaljuk ist der Name. Seit heute früh ist er weg. Ein Foto von ihm? Nein. Besondere Kennzeichen? Keine. Oder doch: Er ist groß, aber mager und krumm, die eine Schulter hängt tiefer als die andere. Haare? Hm… Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, hatte er schwarze. Augen? So eine undefinierbare Farbe. Nase? Lang und dünn, an der Nasenspitze eine Warze…"

Da begann es in mir zu kochen. Wo hat sie bloß diese Warze gesehen? Gewiß ist da ein kleines Tüpfelchen, mit bloßem Auge nicht sichtbar, aber sonst… Die Augen…? Die krummen Schultern…?

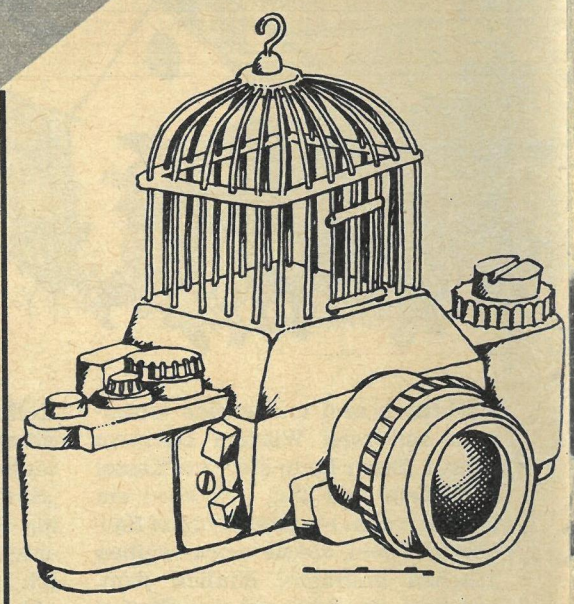
Ich hatte große Lust, sie zur Rede zu stellen, doch dann überlegte ich es mir, schloß leise die Tür und läutete. Meine Frau öffnete – in Tränen gebadet warf sie sich mir an den Hals: „Du lebst, du mein Lieber! Nein, keine Erklärung. Die Hauptsache, du bist wieder bei mir! Was hätte ich ohne dich gemacht? Wie hätte ich ohne dich leben können! Ohne deine Liebe, deine Zärtlichkeit, deine himmlischen Augen, deine stolze Stirn?!…"

Aus: „Die Bärendusche", Eulenspiegelverlag Berlin leicht gekürzt

Eine Freundin fragte Madame de Staël neugierig, ob sie in ihren Memoiren auch wirklich aufrichtig sei und ihre galanten Abenteuer gewissenhaft berichte. „Ach", erwiderte Madame de Staël, „ich gebe nur ein Brustbild."

Das werden glänzende Bilder auf mattem Papier.
Karl Valentin

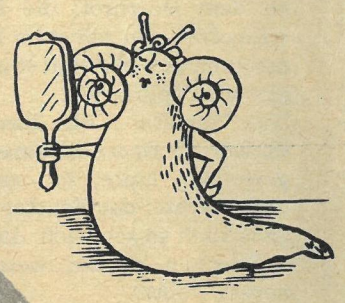
Die Menschen und die Erde richtig sehen kann nur, wer sie auch richtig liebt. Paustowski



Schtscherbakow, Moskau

Wir können zuweilen lächerlich werden, ohne im geringsten daran schuld zu sein.
Heinrich Heine

Der Fotograf ist nie auf dem Bild.
E. Kästner



Naturalismus: Die wundervollste Photographie ist nichts gegen das Bild eines wirklichen Künstlers.
W. Raabe

ORWONA, der Model-Schneck von Schlegel

Meinungssache

Ich habe nun schon so viele Schriftsteller gelesen, aber daß dann einer, wenn ich ihn gesehen habe auf Abbildungen oder lebendig, wie er selber ausgesehen hätte, das habe ich höchstens bei Peter Hacks erlebt, der seinen gesammelten Werken etwas ähnelt. Sonst aber sehen sich Schriftsteller überhaupt nicht ähnlich. Bis auf den Poeten Stengel mit der langen Nase natürlich – das ist der einzige, der wie er selber aussieht. Ähnlicher sehen als dieser Dichter kann sich und seinen Sonetten eigentlich kein Mensch!

Johannes Conrad

Manche fotografieren, damit sie sich nicht die Mühe zu machen brauchen, hinzusehen.
Simone de Beauvoir

Gesichtskontrolle

Von einem bestimmten Alter an ist jeder Mensch für sein Gesicht verantwortlich.
Albert Camus

★

Auf Fotos, für die das Gesicht aufgeräumt wurde, wie man in Erwartung von Besuch das Zimmer aufräumt, verlieren sich die Grundmerkmale des Modells, und der Augenblick wirkt unwahr.
Ilja Ehrenburg

2 Wochenspruch

Auf dieser Welt halte ich zwei Beschäftigungen für besonders nutzlos: Laubsägearbeiten und die Photographie.
Anton Tschechow

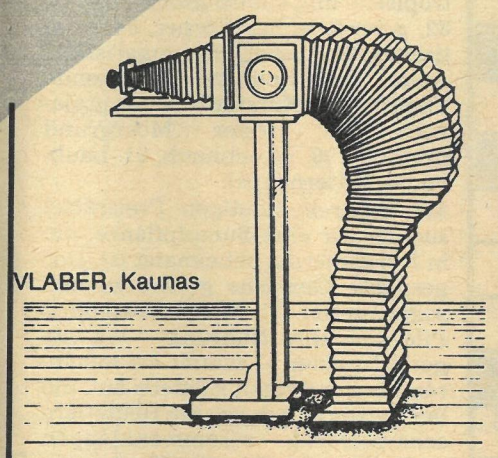
Ehre dem Photographen!

Wie häufig tadelt man den Photographen und doch wie ungerecht! Der Photograph ist eigentlich Maler; denn er zeichnet und lasiert, er wählt die richtige Distanz für Goldsachen und neue Zylinder. Er arrangiert die Neuverlobten, und wohlgelungen wäre die Gruppe, hätte nicht das männliche Objekt die linke untere Extremität eigenmächtig nach vorne geschoben. Hier ist Fräulein Adele im Begriffe, für ihren Ferdinand sich abphotographieren zu lassen. Der Photograph verfährt mit der äußersten Sorgfalt. Er hat die Position zu seiner Zufriedenheit geordnet. Aber unbefriedigend ist das Resultat; denn was kann der Apparat gegen die unaufhaltsamen Schwingungen eines zärtlich erregten Herzens?
Wilhelm Busch

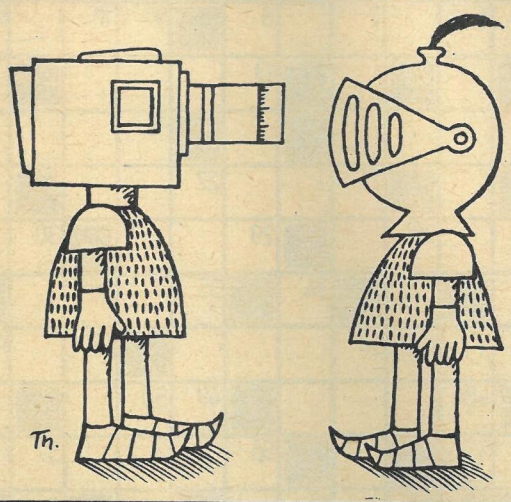
Zwischen Fixier- und Freibad: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Es gibt noch keine Kunst, die innerste Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen. Shakespeare

bildet man sich eine falsche Meinung, geblendet von dem Glanz der äußeren Erscheinung. Molière



VLABER, Kaunas



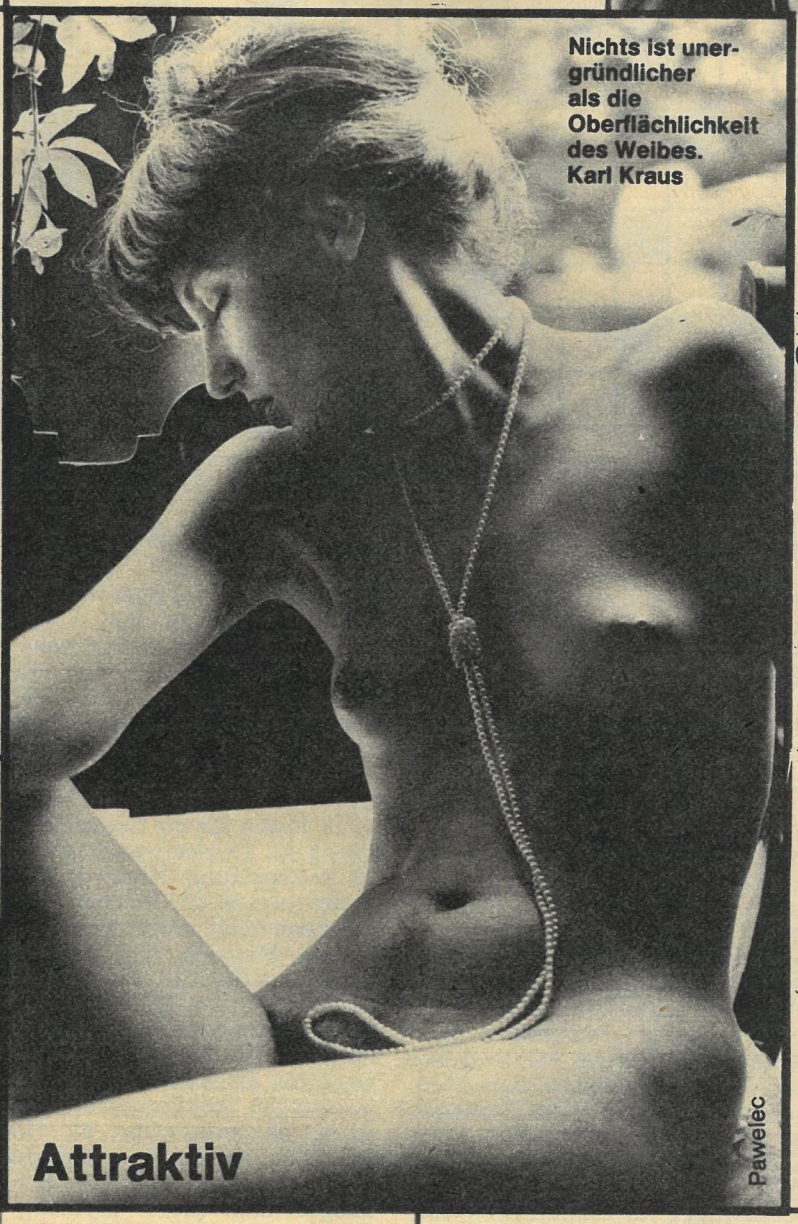
Theiler

Positiv

Pawelec

Tesler, Moskau

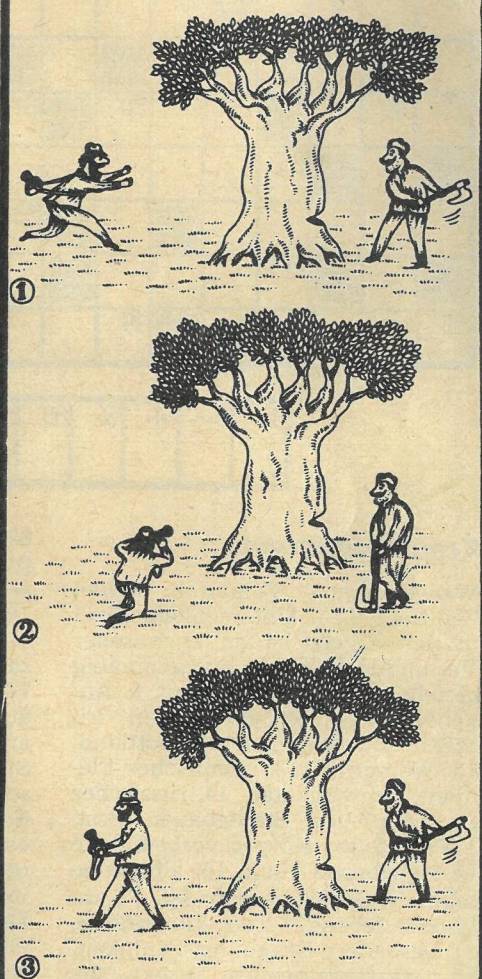
Es ist schwer,
Puppen zuzusehen,
ohne
dabei zu lächeln.
Sergej Obraszow



Nichts ist unergründlicher als die Oberflächlichkeit des Weibes.
Karl Kraus

Attraktiv

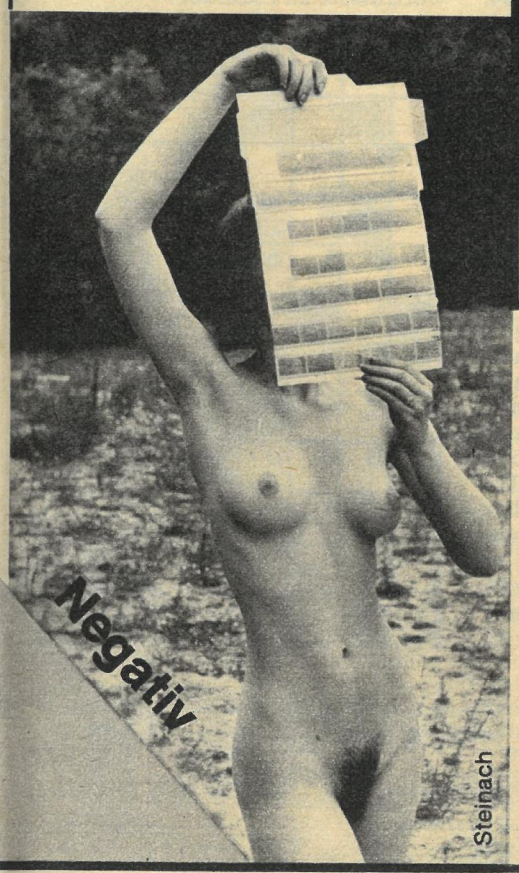
Pawelec



Ein Bild ist
besser als tausend Wörter.

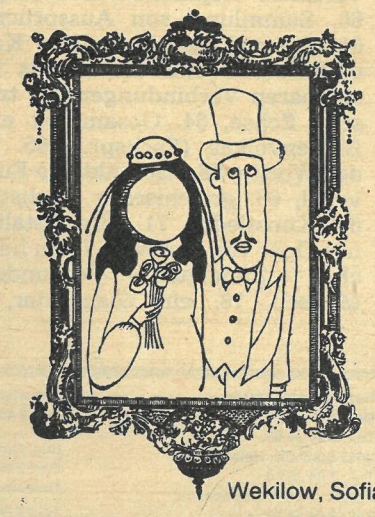
Radev, Sofia

Die Karikatur gibt oft ein wahreres Bild als die Photographie. Ad. Pichler/um 1900

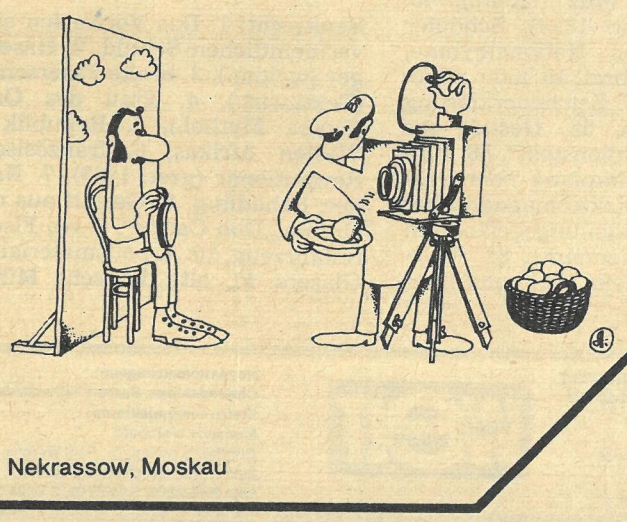


Negativ

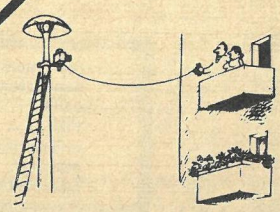
Steinach



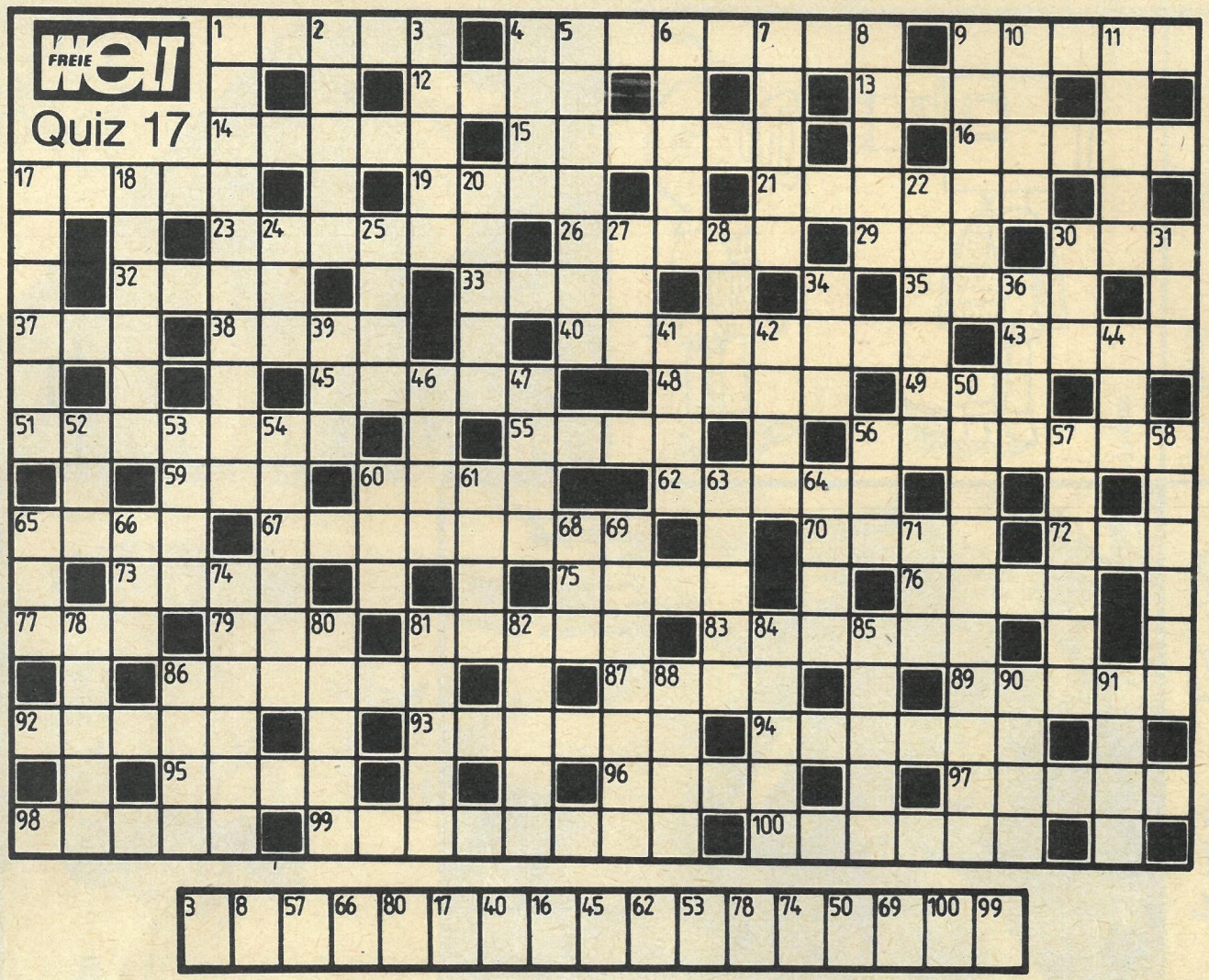
Wekilow, Sofia



Nekrassow, Moskau



Aus eines schönen Weibes Antlitz blickt dem Manne, was er ewig sucht und nie findet. Wilhelm Heinse



3	8	57	66	80	17	40	16	45	62	53	78	74	50	69	100	99

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Vulkan in Italien bei Neapel, 4. Unterschiedlichkeit in den Eigenschaften chemischer Verbindungen bei mengenmäßig gleicher Zusammensetzung, 9. Angehöriger eines ehemaligen irischen Volksstammes in Schottland, 12. Weinernte, 13. chemisches Element, Schwermetall, 14. russischer Architekt und Städtebauer (gest. 1849), 15. im Körper verbleibende Drüsenabsonderung, 16. älteste lateinische Bibelübersetzung, 17. im Wasser lebendes Tier, 19. Ameise, 21. besondere Begabung, Fähigkeit, 23. staatenbildendes Insekt, 26. Ehemann, 29. makedonische Reiterabteilung, 30. Körperteil, 32. Gebirge in Bulgarien, 33. Nebenfluß der Donau (Österr./Ungarn), 35. Gangart des Pferdes, 37. griechischer Buchstabe, 38. jugoslawischer Parteifunktionär und Staatsmann (gest. 1980), 40. Glücksspiel, Verlosung, 43. Milz (latein.), 45. Komponist (gest. 1893), Schöpfer der ungarischen Nationalhymne, 48. Vortrag, Referat, 49. alter äthiopischer Titel, 51. Zeichenerklärung auf Landkarten, 55. Gestalt aus dem Drama „Wallenstein", 56. Vorrichtung zum Empfang oder zum Abstrahlen elektromagnetischer Wellen, 59. Ausstellungsgelände in Erfurt, 60. Frauenname, 62. Kniegeige, 65. Satz beim Wein und Bier, 67. Fanghaare der Blätter fleischfressender Pflanzen, 70. rumänischer Maler und Karikaturist (gest. 1958), 72. französ.: König, 73. gebundenes Schreibpapier, 75. Vorsatz bei Einheiten, 76. Ackergrenze, 77. Antilopengattung, 79. Gestalt aus dem Bauernkriegsdrama „Der arme Konrad", 81. im Altertum Stadt in Mesopotamien, 83. tropisches Wolfsmilchgewächs, 86. Schiffsgeländer, Brüstung, 87. österreichischer Fotochemiker (gest. 1944), 89. Hochfrequenzteil im Fernsehempfänger, 92. beim Dreschen anfallendes Rauhfutter, 93. Fluß in Mittelsibirien, 94. SI-Basiseinheit der Temperatur und Temperaturdifferenz, 95. deutscher Komponist von Liedern und Chorwerken (gest. 1951), 96. Vorname der Tochter Thälmanns, 97. kurzhalsige Giraffe, 98. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 99. andere Bezeichnung für Champignon, 100. hervortretender Mauerstreifen.

Senkrecht: 1. Das Vorwerfen einer vermeintlichen Schuld, 2. Hasenlager (weidm.), 3. breite Faserschicht (Textilwirt.), 4. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 5. Republik im Westen Afrikas, 6. französischer Revolutionär (gest. 1793), 7. Nagetier, Schädling, 8. Gestalt aus dem Drama „Don Carlos", 9. ein Fischereifahrzeug, 10. Arbeitsmaterial des Glasers, 11. alte deutsche Münze, 17. abnorme, röhrenförmige Verbindung zwischen dem Körperinnern und der Körperoberfläche, 18. defekte Stelle im Glas oder Porzellan, 20. französischer Autor des Romans „Die geschützten Männer", 22. Erziehungsberechtigte, 24. Monatsname, 25. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 27. schwedischer Name für die finnische Stadt Turku, 28. Truppenspitze (veraltet), 30. Reifeprüfung (Kurzw.), 31. englische Insel in der Irischen See, 34. Flächeneinheit in der Schweiz, 36. Hering, Maifisch, 39. aromatisches Aufgußgetränk, 41. Futterbehälter, 42. Stadt in den Niederlanden, 44. Hausflur (Mundart), 46. Autor des Romans „Das Impressum", 47. Tauwerk als Einfassung eines Segels (seem.), 50. Anziehungskraft, Zugstück, 52. engl.: Ohr, 53. Nadelbaum, 54. Frucht einer Palmenart, 56. latein.: Kupfererz, 57. Schicksalsgöttinnen (nord. Mythol.), 58. Verfasser erzählender Dichtungen, 60. Sammlung von Aussprüchen, 61. Sammelbezeichnung für Kalziumkarbonat und die daraus herstellbaren Verbindungen, 63. tropische Echse, 64. Gesamtheit eines Bienenvolkes (Fachspr.), 65. Teil der Woche, 66. nachtaktiver Eulenvogel, 68. griechischer Buchstabe, 69. Kunstleder, 71. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 74. in herzlicher Zuneigung verbundener Mensch, 78. ein Glacéleder, 80. Trennungseinheit eines Wortes, 81. tropische und subtropische Pflanze, 82. geometrischer Körper, 84. asiatisches Wildschaf, 85. ungarischer Autor des Romans „Brennende Theiß", 86. Karstfluß in Jugoslawien, 88. fester Moorgrund (norddt.), 90. Froschlurch, 91. Laubbaum, Zitterpappel.

Mit unserem heutigen Preisrätsel suchen wir eine Sumpfpflanze, die in Nordamerika beheimatet ist. Das gesuchte Gewächs gehört zu den sogenannten fleischfressenden Pflanzen. Ihre Nahrung – vorwiegend Insekten – nimmt sie mit ihren borstenartigen Blättern auf, die bei Berührung durch die Beutetiere scharnierartig zusammenklappen und diese so für die Verdauung festhalten.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 17 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 13. September 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 20/1989.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Zahlenfeldrätsel

Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben. Ausgehend vom vorgegebenen Schlüsselwort sind durch Kombinieren die fehlenden Buchstaben zu finden, um die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels zu erhalten.

1 M	2 A	3 N	4 T	5 E	6 L	■	6
9	■	2	■	6	8	7	2
10	2	7	7	5	3	■	3
5	■	10	■	2	11	14	3
6	8	5	18	■	5	3	5
■	6	■	5	8	3	5	7
16	5	11	5	6	■	11	■
2	12	5	■	19	7	2	1
8	13	8	13	■	2	■	14
3	■	11	5	8	13	5	6
2	18	5	3	■	15	■	13
3	■	7	8	17	2	6	5

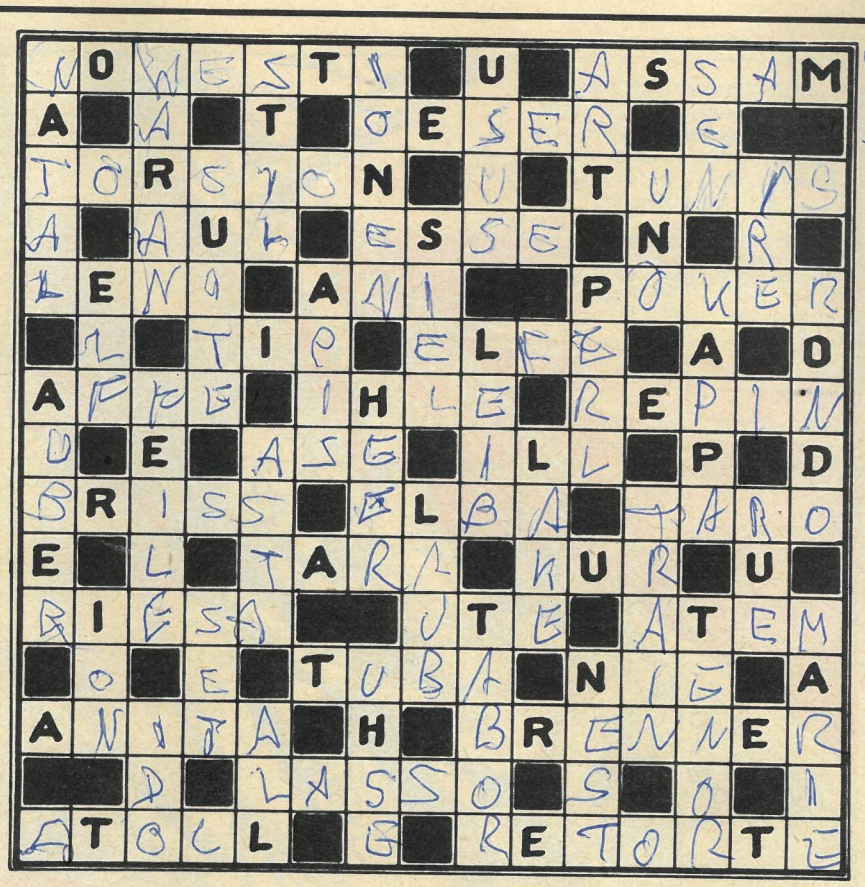
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Ureinwohner der Philippinen, 2. hochentwickeltes Säugetier, 3. Kosmos, 4. Ruinenstätte in Armenien (Türkei), 5. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita", 6. heiliger Stier der alten Ägypter, 7. Gattung, Typ, 8. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol.), 9. Staat Indiens, 10. Lebenshauch, 11. ringförmige Koralleninsel, 12. französischer Opernkomponist (gest. 1871), 13. Siedlung der Turkvölker, 14. Alpenpaß (Österr./Italien), 15. gleichmäßig wehender Seewind mittlerer Stärke, 16. Insel im Mittelmeer, 17. Fußballmannschaft, 18. weiblicher Naturgeist (Märchen), 19. Rauchfang, Kamin, 20. Werkzeug, 21. frühere Bezeichnung für die Landstreitkräfte, 22. Welthilfssprache, 23. Hohlhering, 24. Nebenfluß des Rheins, 25. Nebenfluß der Donau, 26. elektrisch gelandene Masseteilchen, 27. Nordwesteuropäer, 28. griechischer Buchstabe, 29. Spielkartenfarbe (fr. Bl.), 30. Landschaft im Nordwesten Jugoslawiens, 31. Heilverfahren, 32. Pökelflüssigkeit, 33. Wurfschlinge, 34. Blattwerk, 35. Körper, Rumpf, 36. Frauenname (Kosef.), 37. Warenzeichen, 38. Hafenstadt in Brasilien, 39. Vogelbau, 40. Verneinung, 41. Presseagentur der UdSSR, 42. Zeichenlehrer Goethes, 43. Schriftgrad, 44. Kartenglücksspiel, 45. russischer Maler (gest. 1930), 46. Destillationsgefäß, 47. Stadt an der Elbe, 48. Instrumentalsatz mit mehrfach wiederkehrendem Thema, 49. franz.: Straße, 50. Münzeinheit in Japan, 51. Satz, 52. kleine Deichschleuse, 53. Schreibweise, 54. Instrumentalsatz des Barocks, 55. Stadt in der ČSSR, 56. Masse der Verpackung, 57. höchste Männerstimme, 58. Hinweis, Rat, 59. Verdrehung, Drillung (Techn.), 60. Blechblasinstrument, 61. Hauptstadt in Nordafrika, 62. Autor des Romans „Leutnant Bertram", 63. Weltorganisation (Kurzw.), 64. Handelsbrauch, 65. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 66. große Echse.

Dame 100

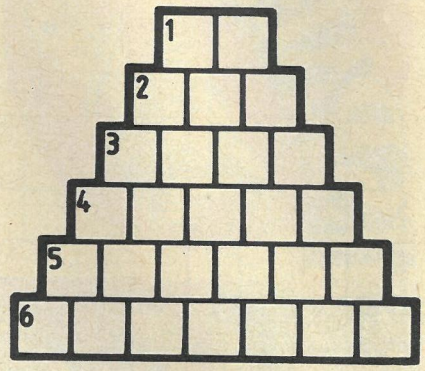
Meister von Paris
Mit einem dreifachen Sieg der zum zweiten Mal teilnehmenden sowjetischen Gäste endete die Offene Meisterschaft von Paris '88 im 100-Felder-Damespiel (60 Spieler aus fünf Ländern): 1. Valneris, 2. Baljakin, 3. Tschishow (alle UdSSR) je 6,5; 4. Meier (Holland) 6 Punkte. In der Partie N. Michel (Frankreich) – A. Tschishow entstand folgende Stellung: Weiß – St. 41, 47, 38, 28, 43, 33, 39, 44, 34, 35; Schwarz – 27, 17, 22, 2, 18, 19, 9, 24, 4, 25. Weiß versucht sich aus der Bedrängung zu befreien und gerät in einen forcierten Angriff. Es geschah: **1.34–29 19–23 2.28:30 25:23 3.33–29 23:34 4.39:30 22–28 5.44–39** (schnell verliert 5.41–37 wegen 5. ... 18–22 6.47–42 28–32! 7.37:28 22:33 8.38:29 27–32 und 17–21–26 mit Durchbruch) **5. ... 27–31!** (mit der Drohung 18–23 und 31–37) **6.38–33 18–22 7.43–38 17–21 8.39–34 28:39 9.34:43 22–28 10.30–24 21–27 11.35–30 28–32 12.30–25 31–37 13.43–39 32:34 14.41:21 34–39 – 0:1.**

Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle ein Buchstabe so einzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Eloge – Rabe – Paste – Lire – Bett – Tegel – Anion – Liter – Seife – Mister – Agon.
Bei richtiger Lösung ergeben die neu eingefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – die Bezeichnung für ein Wärmemeßgerät.

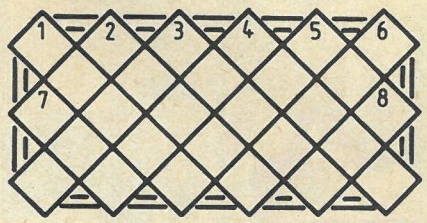
Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzunehmen und durch Schütteln der nächste Begriff nachfolgender Bedeutung zu bilden:
1. veraltete Einheit der Fläche, 2. gutgemeinter Hinweis, 3. Fluß im Süden Frankreichs, 4. Jurist mit Befugnis zu Beurkundungen, 5. Leiter eines Kirchenchors, 6. Mischung aus geschmolzenem Zucker und gehackten Mandeln oder Nüssen.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Altathenischer Gesetzgeber, 2. kleine Waldschlucht, 3. kolchische Köngistochter mit Zauberkräften (griech. Sage), 4. russischer Schriftsteller (gest. 1852), 5. polnischer Autor utopischer Literatur, 7. französische Schauspielerin (geb. 1940).
Von der Zahl nach links unten: 2. Erdart, 3. Mahlzahn, 4. Ansage eines Geldbetrags bei der Auktion, 5. Wollgewebe, 6. deutscher Philosoph (gest. 1831), 8. ausgestorbener Riesenstrauß Neuseelands.



Vorsetzrätsel

Den nachfolgenden Wörtern ist jeweils so ein Buchstabe voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Anton – Taler – Leite – Auber – Meise – Organ.
Die neu vorgesetzten Buchstaben ergeben bei richtiger Lösung – nacheinander gelesen – ein Rautengewächs, das auch „Brennender Busch" genannt wird.

Auflösungen aus Heft 16/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Liga (8), Erbin (27), Brei (36), Rummel (64), Ebro (22), Glut (46), Esaki (62), Espe (13), Bootes (2), Gatter (50), Riems (28), Defekt (66), Atta (59), Kelim (14), Raster (67), Urologe (60), Realgar (10), Trauben (20), Adener (40), Tartu (51), Ober (37), Erloes (63), Orade (6), Spange (55), Linnen (65), Vers (53), Maire (24), Giro (12), Ainu (33), Tilden (56), Noll (3), Riese (47), Rage (18).
Senkrecht: Lager (17), Grube (41), Automat (25), Emet (9), Reseda (54), Blase (31), Neige (4), Brettel (45), Rost (21), Iser (48), Penig (57), Osterburg (5), Akkordeon (15), iga (26), Flug (38), tree (49), Lohn (58), Meer (32), Ritt (16), Star (52), Raab (43), Anno (39), Rappe (1), Utensil (30), Erreger (35), Eid (11), Osiris (61), Lemur (34), Elite (42), Anina (19), Eloge (44), Sven (29), Aral (23), Nele (7).

Umstellrätsel: Geier – Rater – Alter – Sorte – Feier – Rakel – Otter – Sisal – Chile – Horen – Grasfrosch.

Vom Kern zum Wort: 1. Internat, 2. Neutrino, 3. Trilogie, 4. Einerlei, 5. Reaktion, 6. Vagabund, 7. Indolenz, 8. Eheleute, 9. Widerruf – Interview.

Rätselpyramide: 1. Re, 2. Ter, 3. Rest, 4. Ester, 5. Setter, 6. Trester.

Füllrätsel: 1. Indigo, 2. Finger, 3. Flinte, 4. Saline, 5. Kasein

Um die Ecke gedacht: Kraftpaket.

Wörterband. Von außen nach innen: Rebell – Egerling – Albaner – Ares – Seminar – Aton – Rederei – Terrine – Leseratte – Baal.

Von innen nach außen: Laa – Bett – Are – Selen – Irre – Tier – Eder – Notar – Ani – Messer – Arena – Blag – Nil – Regel – Leber.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 14 (Heft 14/1989)

Waagerecht: 1. Dimitroff, 6. Rhodopen, 13. iga, 14. Nante, 15. Oregon, 18. Widin, 21. Liebe, 22. Sisal, 25. Stoa, 26. Aster, 27. Retorte, 29. Orgie, 32. Hans, 33. Ala, 34. Leis, 35. Anina, 37. Degen, 39. Rigel, 41. Bier, 42. Ire, 44. Seine, 47. Vier, 49. Trio, 50. Enge, 52. Sole, 53. Narr, 55. Odeon, 57. Ero, 59. Fest, 60. Titel, 62. Union, 64. Maine, 65. Rate, 68. Gur, 69. Newa, 70. Moire, 71. Sandale, 73. Arate, 76. Aras 77. Irene, 79. Gleim, 80. Sense, 81. Rennes, 84. Harfe, 85. Aken, 86. Römer, 87. Nessebar, 88. Tolbuchin.

Senkrecht: 2. Itala, 3. Imker, 4. Rune, 5. Finesse, 7. Haus, 8. Diole, 9. Poe, 10. neo, 11. Finte, 12. Lese, 16. Gerte, 17. Niet, 19. Imre, 20. Isis, 23. Iran, 24. Ara, 26. Anden, 28. Tein, 29. Olive, 30. Gide, 31, Pirin, 32. Hai, 35. Aitel, 36. Nero, 38. Gier, 39. Riese, 40. Gen, 43. Reni, 44. Sofia, 45. Elen, 46. Armee, 48. Rot, 51. Genée, 54. Alai, 56. DEFA, 58. Oma, 61. Ionen, 62. Uran, 63. Ontario, 65. Rosenöl, 66. Trester, 67. Yser, 68. Ger, 70. Maser, 72. Liste, 74. Rehe, 75. Medoc, 76. Amati, 78. Elba, 79. Gelb, 82. Ern, 83. Nis.

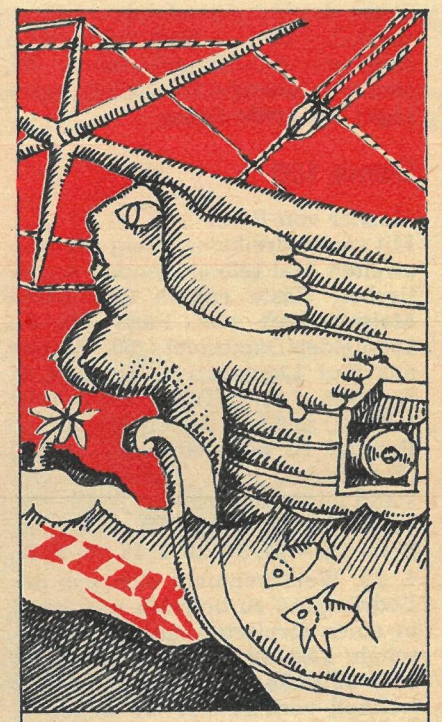
Lösung: Aufstand von Tyrnowo

Es gewannen:
1. Preis
100,– M Monika Kölbel, Halle, 4020
2. Preis:
75,– M Ursula Thalheim, Dresden, 8019
3. Preis:
50,– M Claudia Georg, Berlin, 1136
4.–8. Preis:
je 25,– M H.-A. Stuwe, Oertzenhof, 2151; Walter Wernicke, Halle, 4020; B. Kropp, Rostock, 2510; K. Bernhardt, Freiberg, 9200; Klaus-Peter Kaftan, Queis, 4101.

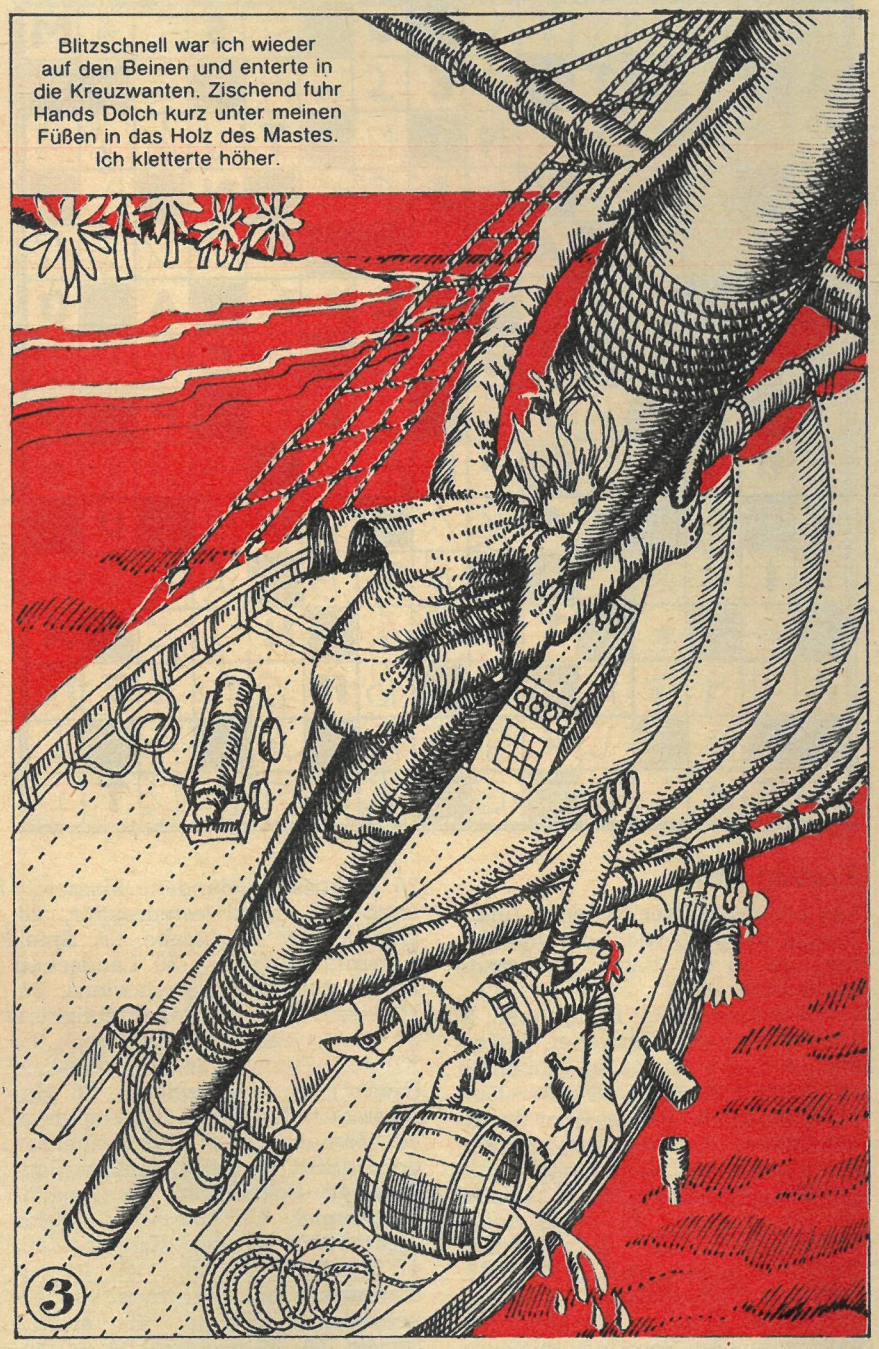
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

ISRAEL HANDS

1 Ich hob die Pistole, drückte ab. Doch der Schuß kam nicht. Das Pulver war zu feucht.

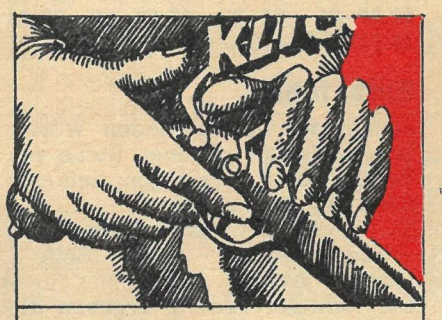


2 In der Sekunde strandete die „Hispaniola" und legte sich backbord. Hands wurde gegen die Reeling geschleudert, ich rollte über die Planken...

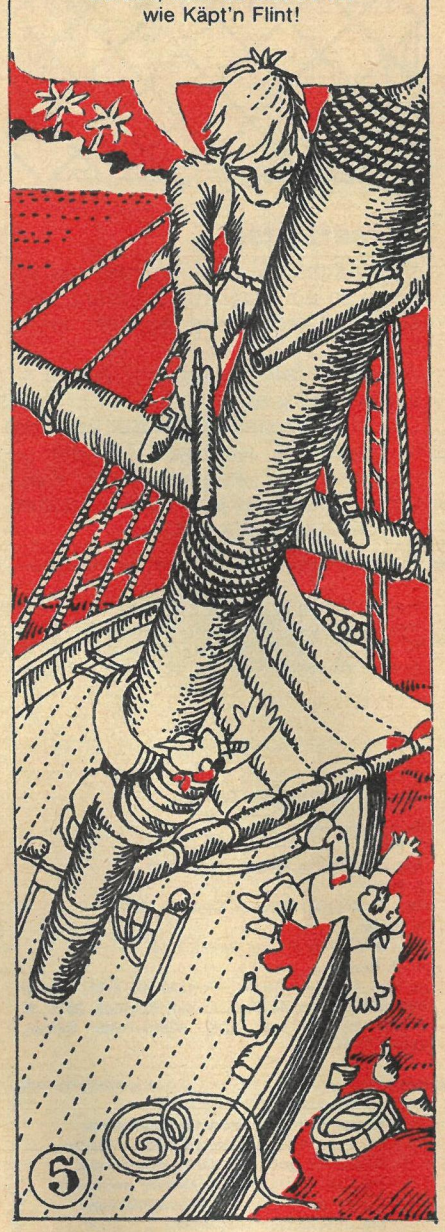


Blitzschnell war ich wieder auf den Beinen und enterte in die Kreuzwanten. Zischend fuhr Hands Dolch kurz unter meinen Füßen in das Holz des Mastes. Ich kletterte höher.

3



4 Oben wechselte ich die Zündungen meiner Pistolen und versah sie mit neuer Ladung.

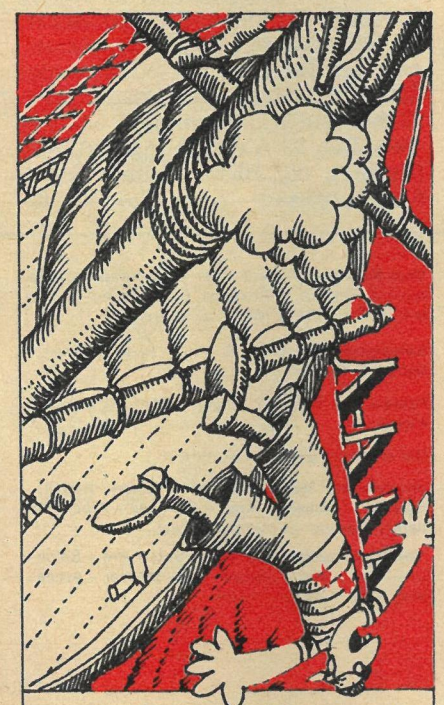


Gib dir keine Mühe, Hands, hast sowieso keine Chance, mich zu erwischen! Zurück, oder du bist so tot wie Käpt'n Flint!

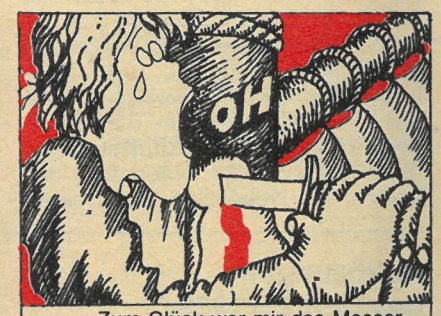
5

6 Ich streich nicht die Segel vor 'nem Schiffsjungen!

7 Im gleichen Moment holte er aus und schleuderte mit aller Kraft sein Entermesser nach mir. Es nagelte mich mit der Schulter an den Mast.



8 Vor Schreck und Schmerz, mehr unbewußt als gezielt, drückte ich beide Pistolen gleichzeitig ab. Mit einem gräßlichen Schrei stürzte der Bootsmann kopfüber ins Wasser.



9 Zum Glück war mir das Messer nur durch die Haut gefahren, die Wunde blutete zwar, war aber nicht gefährlich. Mühsam zog ich das Messer heraus.

10 Ich eilte zum Steuer. Welch Seeligkeit wäre es, dieses Schiff zu führen! Versunken stand ich, bis die letzten Sonnenstrahlen auf das Wrack fielen. Dann kletterte ich über Bord, und watete an Land.

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

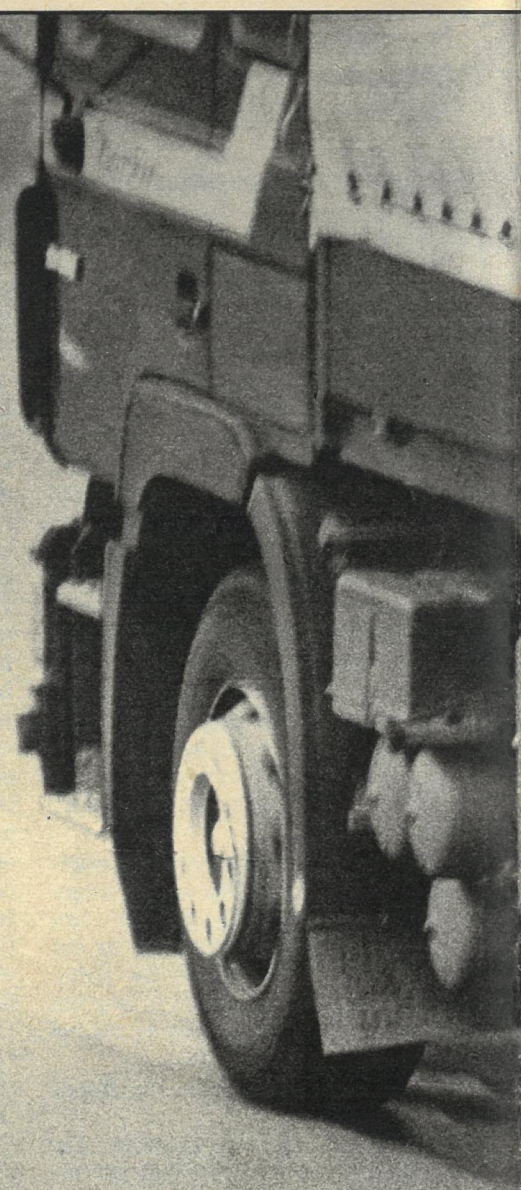
Fortsetzung von Seite 35

Ilja

lustigen Harmonikaklang wurden gesungen…
Rein gar nichts.
Es hatte eine Zeit gegeben, da waren die Kinder von Tomilino, auch die Kusmin-Zwillinge, zuschauen gegangen, wie der einäugige Harmonikaspieler, der tagsüber auf der Bahnstation Eis verkaufte, die Mädchen betatschte, ohne sich vor den Bengels zu scheuen; manchmal setzte er eines auf seine Knie und hob ihm den Rock hoch. Besoffen grienend und mit dem einzigen Auge glotzend, lachte er lauthals und sagte: „Na, wie steht's damit?"
Die Jungs schwiegen verlegen. Da zog der Harmonikaspieler sein verkratztes Instrument auseinander und grölte unzüchtige Lieder, daß es die Straße entlang schallte.
Im Moskauer Vorort war Leben in den Häusern gewesen. Das stand fest.
Hier dagegen schien es nur insgeheim zu glimmen. Das war so ungewohnt, daß es die Brüder einschüchterte. Wie sollten sie in ein Haus eindringen, wenn sie keine genaue Vorstellung hatten, wer die Bewohner und wann sie zu Hause waren?
Eines Tages kam ihnen der Zufall zu Hilfe.
Sie trieben sich im Umkreis der Staniza herum und stießen auf einen Mann, der Dürrholz sammelte. Die Brüder wollten an ihm vorbeischlüpfen, aber dann erkannten sie den Zugbegleiter aus dem Waggon. Schnauzbärtig, kurzbeinig, ohne Uniform jetzt, nur in Hemd und einfacher Hose, erwies er sich plötzlich als blutjunger Kerl, fast so wie der Harmonikaspieler.
Der Zugbegleiter sah die Jungen an und grinste. Bestimmt erinnerte er sich, wie die beiden Zwillinge in Woronesh vor der Schieberin geflohen waren. Später hatte er ihnen den Kasbek und den Elbrus mit den zwei Gipfeln gezeigt. Und sie… hatten ihm die Schlüssel geklaut. Eigentlich mehr aus Gewohnheit: Sie waren so blank und klirrten so schön, daß die Hand von selber zugriff. Gott mochte wissen, wozu.
„Na, auch hier?" fragte der Zugbegleiter sachlich und schmunzelte sacht.
„Wir gehen spazieren", sagte Kolka. Saschka nickte.
„Soso. Hier sind schon viele von euch spazierengegangen", sagte der Zugbegleiter. „Die Hälfte von meinen Kartoffeln haben sie mir wegspaziert!" Und er befahl: „Nehmt das Reisig und kommt mit."
„Die Kartoffeln, das waren wir nicht", widersprach Kolka.
„Nicht ihr… nicht ihr", der Zugbegleiter winkte ab. „Ihr habt mir nur die Schlüssel gemaust. Oder nicht?" Er wiederholte: „Schon gut. Kommt mit!"
Das Reisig war zu großen Bündeln verknüpft. Die Zwillinge bekamen jeder ein Bündel zu tragen. Sie schleppten es zur Straße, beluden damit ein hölzernes Wägelchen mit rostigen Rädern, und dieses wurde ins Dorf gezogen. Beim ersten Haus, das weiß war und hinten einen eingezäunten Gemüsegarten hatte, wurde ausgeladen. Der Zugbegleiter ging ins Haus, die Brüder warteten im Hof.
Beide dachten gleichzeitig: Deshalb hatten die Kinder von der Kolonie diesen Garten geplündert, weil er der erste war und der Kolonie zunächst lag. Am Dorfrand klaut sich's stets am sichersten.
Während sie warteten, musterten sie interessiert den kleinen Hof mit dem hohen festen Zaun, an dessen Innenseite sich ein Schutzdach hinzog; darunter lagen Maisstroh, Reisig und irgendwelche Metallteile, auch ein vom Alter grün angelaufener Messingkrug mit dünnem Hals. Den mußten sie sich merken, vielleicht konnten sie ihn mal gebrauchen. Die Erde im Hof, so etwas sahen die Brüder zum erstenmal, war fest und hart, mit gelbem Lehm verstrichen. Neben der Haustür lag ein vom Alter verblichenes Ziegenfell.
Der Hausherr steckte den zerrauften Kopf aus der Tür und rief:
„Kommt doch rein, was steht ihr da?"
Sich umschauend und im Gänsemarsch, um im Falle eines Falles flitzen zu können, gingen die Brüder durch die schummrige schmale Diele, wo messingne und irdene Krüge standen, und traten auf die Schwelle der Stube. Wände und Decke waren geweißt wie in Rußland die Öfen.
In der Ecke, wo man die Ikone erwartete, hing ein Bild des Genossen Kalinin, des „Allunionsstarosten". Mitten in der Stube ein Tisch, derb, ohne Tischtuch. Zwei Hocker und eine Lagerstatt. Vor der Lagerstatt ein hausgewebter Teppichläufer – rote Muster auf schwarzem Grund. Sonst war das Zimmer leer. Neben der Tür ein Regalbrett, darauf die schlichte Wirtschaft, Junggesellengerät, das sah man gleich: ein eiserner Kochtopf, zwei Blechschüsseln, ein Soldatenkochgeschirr, ein verbeulter Becher. Auf dem Tisch stand ein verräucherter Teekessel aus Blech, der ein paar Liter faßte.
„Hier wohne ich", sagte der Zugbegleiter und schmunzelte wieder. „Wie man so sagt: Es geht mir gut, ich warte auf bessere Zeiten!"
Die Jungen hatten sich auf die Lagerstatt, auf die schmuddlige graue Decke gesetzt, Schulter an Schulter, nicht nur, weil wenig Platz war, sondern auch, um sich mit scheinbar zufälligen Bewegungen verständigen zu können.
„Wir sind also Nachbarn?" sagte der Zugbegleiter. „Das ist ja gut!"
Die Brüder nickten.
„Ich hab vergessen, wie heißt ihr gleich?"
Kolka sagte:
„Ich bin Saschka."
Saschka sagte:
„Und ich Kolka."
Als ob das Schwindeln jetzt einen Sinn gehabt hätte! Sie mogelten wohl mehr aus Gewohnheit.
„Na, und ich… heiß Ilja. So könnt ihr mich nennen."
Die Brüder nickten wieder.
„Ich seh noch vor mir, wie ihr vor dem blöden Weib abgehauen seid! Ich bin selber manches Mal gelaufen… Au, und wie ich gelaufen bin, wenn ihr wüßtet. Aber das erzähl ich euch ein andermal. Ich leb hier allein. Ein Weib hab ich nicht. Kartoffeln koch ich mir draußen, ich hab mir einen Feuerbock gemacht. Und Tee brüh ich mir auf. Und geb acht, daß sie mich von hier nicht zum Teufel jagen!"
Kolka fragte sofort, diese Frage interessierte sie:
„Wieso, gehört das Haus etwa nicht Ihnen?"
Der Zugbegleiter lachte gezwungen und sträubte den Schnauzbart.
„Ha! Mir gehört hier … nicht mal die Laus in diesem Haus! Wißt ihr denn, wie diese Staniza heißt?"
„Klar, Berjosowskaja", antwortete Saschka.
„Berjosowskaja! Von wegen Berjosowskaja, Dej Tschurt hat sie geheißen!" schrie der Zugbegleiter. „Aber jetzt heißt sie Berjosowskaja.* Genausogut könnte sie Espendorf oder Kieferndorf heißen. In Wirklichkeit heißt sie Dej Tschurt. So ist das!"
Der Zugbegleiter Ilja ließ den Blick durch das Zimmer gleiten, er glaubte, die Kinder hätten verstanden.
Aber Kolka mußte alles genau wissen. Wozu wären sie sonst hergekommen? Und er fragte hartnäckig: „Wie, Tee knurrt?" Er sagte es absichtlich verzerrt.
„Eben, man knurrt. Ein gefährlicher Ort ist das hier… Und ringsum lauter Teufel!"
Ilja schüttelte den Kopf, verwundert über solche Begriffsstutzigkeit. Als er es sagte, hatte er sich vorgebeugt und geflüstert, als wären sie nicht allein. Überhaupt hatten die Kinder den Eindruck, daß er sich fortwährend umsah.
„Wozu seid ihr denn hergekommen, ihr Racker, ihr Großstadtkakerlaken?"
„Uns haben sie hertransportiert", sagte Kolka.
„Aber wohin? Wohin?"
„In den Kaukasus…"
„Ha! Der Kaukasus ist groß!" Ilja machte eine wegwerfende Handbewegung. „Euch haben sie hergebracht, damit ihr das Land hier besiedelt. Verstanden? Deswegen… ihr unglücklichen Dummchen! Ihr sollt hier die Bevölkerung werden… Ich auch, ich soll auch Bevölkerung werden… Und auch die da, diese Gauner und Vagabunden." Er zeigte auf das kleine Fenster, durch das sie hinter der Hecke ein weiß schimmerndes Häuschen sahen.
„Da leben auch welche?" fragte Kolka sofort.
„Ja, so wie ich… Nichts gehört ihnen. Alles aus fremder Hand." Aus irgendwelchen Gründen zeigte er mit dem Finger auf den buntgemusterten Läufer.
„Gestohlen vielleicht?" fragte Saschka, dem etwas dämmerte.
„Ha!"
Ilja nickte und fügte mit einer Art Verbitterung hinzu:
„Was dir nicht gehört, muß ja wohl gestohlen sein. Und ihr, lebt ihr etwa nicht in Gestohlenem? Im Technikum?"
Kolka gab Saschka einen Stoß. Beide dachten gleichzeitig: Hier stimmt was nicht. Entweder spinnt dieser Ilja, aber danach sieht er nicht aus. Oder er hat die Brüder im Verdacht, ihm Kartoffeln geklaut zu haben. Das mit den Schlüsseln hat er erraten… Aber: Nicht ertappt – kein Dieb.
Kolka fragte vorsichtig mit einem Blick zur Tür:
„Woher wissen Sie? Daß wir… Wir klauen nicht…"
Ilja ließ ein Brummen hören. Und sah die Brüder finster an.
„Ha! Klauen muß man, wie soll man sonst leben? Ihr habt zum Beispiel einen Lagerraum, da sind Wintersachen drin… Ohne Bewachung. Der Herrgott selbst befiehlt euch, da einzusteigen! Und ich kauf's euch ab. Versteht ihr?"
Die Brüder nickten unsicher. Sollte das eine kleine Probe sein? So als wie, ich stell euch auf die Probe, ihr Grünschnäbel, und wenn ihr einwilligt, hab ich euch. Die Brüder aber waren gewieft, und die Miliz hatte sie nicht nur wegen Gurken gegriffen.
Aber Ilja spann den Faden weiter:
„Wer mir Kartoffeln ausbuddelt, den schlag ich tot. Sagt das euern Leuten. Bei den andern, von mir aus, interessiert mich nicht. Und die Wintersachen, die bringt ihr mir, ich geb euch Geld! Und Kartoffeln… Und noch was!"
„Mal sehen", sagte Saschka unbestimmt, er hatte alles begriffen und sich bestimmt auch schon was einfallen lassen wegen dieser Sachen.
„Also, wir gehen dann, Onkel Ilja!"
„Ohne Onkel, einfach Ilja", sagte Ilja. „Kommt wieder. Wenn ich nicht gerade auf Fahrt bin, findet ihr mich hier. Und was das Fremde betrifft, das…"
Auf der kleinen Vortreppe hob er den Finger und horchte lange. Und als es wieder in den Bergen krachte, fragte er: „Habt ihr gehört?"
„Sie sprengen Minen", sagte Kolka überzeugt.
„Ha! Minen…" Ilja fletschte die Zähne, es war kein Lächeln. „Wir armen Umsiedlerschweine brennen kein Licht vor Angst… Wir haben Angst! Das soll Leben sein?"
„Vor wem?" fragte Kolka wieder.
„Vor den Teufeln!" schrie Ilja und schob sie zur Pforte.

*Birkendorf

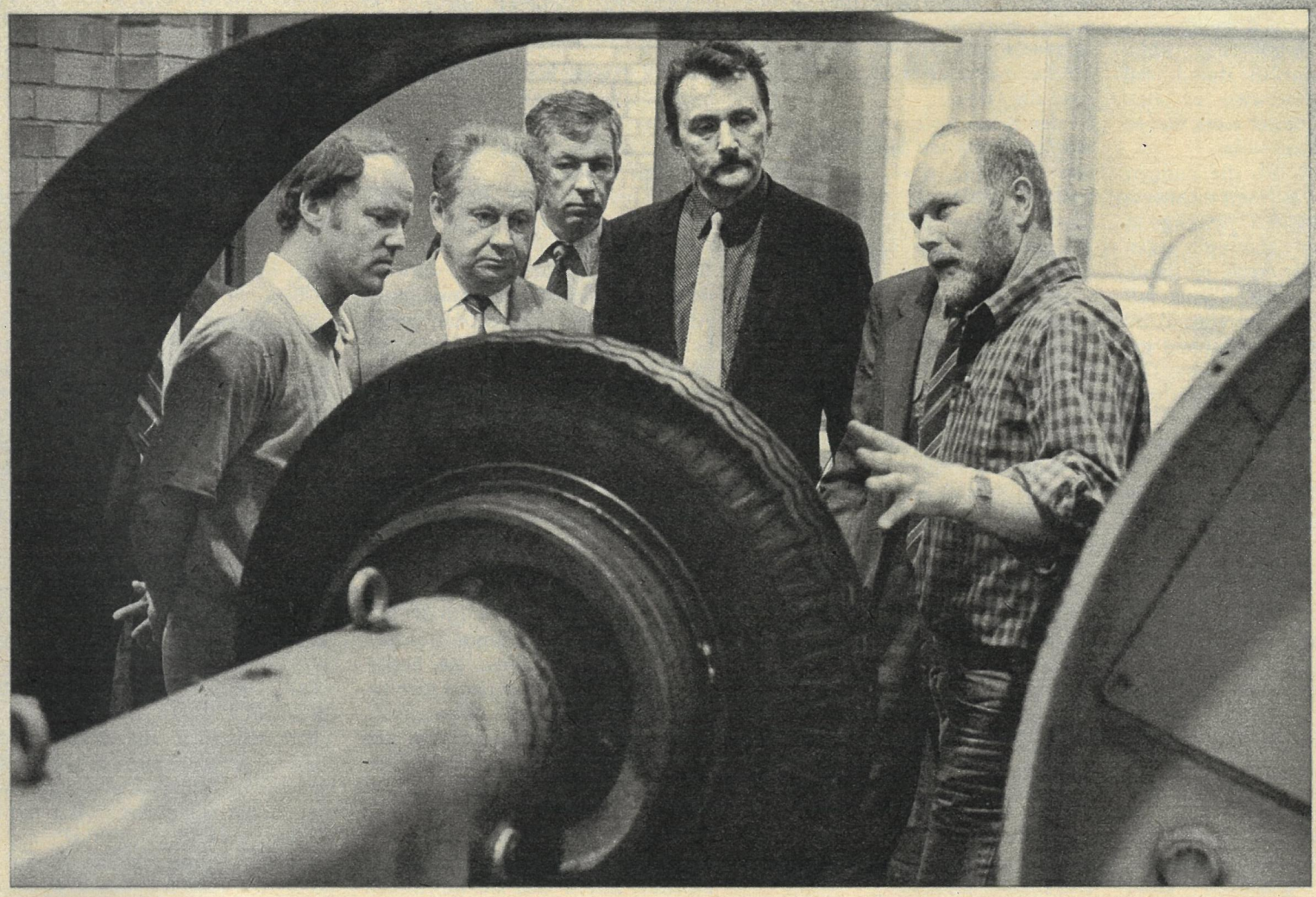
Auf Achse für dicke Brummer



Warum Konstrukteure und Technologen aus Jaroslawl an die Spree reisten und Dialoge um eine „runde Sache“ führten

Sie sind in aller Welt die Könige der Landstraße, die „Brummis“ mit ihren tonnenschweren Lasten. Doch nur mit dem richtigen Reifen rollt die Fracht auf Rädern – im polaren Norden Finnlands oder in der ägyptischen Wüste, in den rauhen sibirischen Weiten oder in der bergigen Sierra Maestra Kubas. „Black is black“, sagt der Laie. „Um Himmels willen“, beschwört der Fachmann. Einen Reifen herzustellen kann man mit der Kunst eines Konditors vergleichen. Rezepte sind notwendig, und auf die richtige Mischung kommt es an. Den „Geschmack“ bringen die 128 Zutaten. Stahl ist in dieser Branche der große Renner. Wer als LKW etwas auf sich hält, trägt heute Ganzstahlreifen. Der Vorteil liegt auf der Hand, er läßt sich schwarz auf weiß anhand gründlicher Prüfungen nachweisen: „Stahlkorsetts“ erhöhen die Festigkeit und leiten die Wärme während der Fahrt leichter ab als textile Gewebe. Das ergibt ökonomische Parameter, die jeden Käufer hellhörig machen. Ganzstahlreifen sind härter – Laufleistung und Haltbarkeit lassen sich verlängern. 150 000 Kilometer? Keine Hürde mehr. Und schafft man es, den Rollwiderstand zu verringern, wäre zusätzlich eine Kraftstoffeinsparung drin.

Die DDR-Reifenindustrie produziert seit 1986 diese Reifen für die dicken Brummer. 10 R 22,5 oder 12 R 22,5, wie ihre Typenbezeichnung lautet, setzen in den Lagern keinen Staub an. Sie befinden sich fast hundertprozentig unter den jährlich rund 2,2 Millionen exportierten Reifen. Eine lohnende und notwendige Produktion für viele Länder. Zum Beispiel für die Sowjetunion. Ab 1991 sollen auch dort die ersten Ganzstahlreifen vom Band rollen. 1,2 Millionen Stück im Jahr. Nun braucht bekannterweise niemand das Fahrrad ein zweites Mal zu erfinden. Und so machten sich fünf Spezialisten aus dem Reifenwerk Jaroslawl auf Achse. Nach Fürstenwalde. Hier deuten nicht



Der Bereichsleiter Laborerprobung Paul Friedrich Maack (rechts) erläutert seinen sowjetischen Partnern den Prüfstand. Wenn die Prüfprogramme laufen und der Reifen auf der Asphaltattrappe im Dauerbetrieb getestet wird, bleiben alle Türen zum Prüfraum verschlossen. Arbeitsschutz geht vor. Keine Chance für den Fotografen.

nur Wegweiser und das weit sichtbare Markenzeichen „Pneumant“ darauf hin, daß die Stadt das Zentrum der Reifenindustrie der DDR ist. Der feine, süßliche Gummigeruch, der einem in die Nase steigt, erinnert eindringlich daran. Die sowjetischen Kollegen kamen schnell zur Sache. Sie interessierten sich neben dem technischen und technologischen Ablauf für Fragen der Führung und Leitung der Produktion.

„Wir können uns keine großen Anfangsschwierigkeiten leisten. Dazu ist der Bedarf an Reifen bei uns zu hoch“, meinte Juri Galybin, Leiter des Zentralen Forschungslabors. Und Nikolai Frankow, Konstrukteur, ergänzte: „Wir sind zum Studium hier, da uns noch viele Details im Produktionsprozeß einfach unklar erscheinen.“ Außerdem wollten sich die Jaroslawler Fachleute über die Möglichkeiten der Reifenprüfung informieren. Mit modernen Prüfständen, bei denen von Maschinenteilen bis zu den Programmen vieles „Marke Eigenbau“ ist, testen die Fürstenwalder ihre Reifen auf Herz und Nieren. Drum prüfe, was sich ewig bindet. Zu „Reifen-Deutsch“: Produktionsbedingte Fehler und Mängel im Material lassen sich durch vielschichtige Kontrollen unter hohen Belastungen erkennen. So ein Prüfstand rückte bei den sowjetischen Gästen an vordere Stelle ihrer „Bestelliste“. Der Kauf soll im Herbst perfekt gemacht werden. Die 1987 vereinbarten Direktbeziehungen zwischen beiden Betrieben ermöglichen das. Vorher übermittelte man zwar Erfahrungen, der Austausch von Mustern, Dokumentationen oder Kleinrationalisierungsmitteln ist erst jetzt Praxis. Wollte man früher zum DDR-Partner reisen, erwiesen sich Verwaltungswege als Labyrinthe. Aber nur in Gesprächen vor Ort können die beiderseitigen Vorstellungen diskutiert werden. Das bewies auch dieses Arbeitstreffen. Die bei den Fürstenwalder Erzeugnisprüfern vorhandene Skepsis, ob sich die aufwendige Fertigung des Prüfstandes für beide Seiten lohne, verflog, als die Jaroslawler vorschlugen, Prüfthemen aufzuteilen, die Ergebnisse zu vergleichen und Spezialisten auszutauschen. Außerdem luden sie ihre Partner ein, ihr neu entstehendes Testgelände zu nutzen. In der DDR existiert so etwas nicht.

Nicht jede geäußerte Ansicht wurde akzeptiert. Es gab unterschiedliche Meinungen zum Problem der Stimulierung. Soll man schon materiell vergüten, wenn sich einzelne Parameter verbessern oder erst nach Abschluß des Forschungsthemas? Am Ende aber war man sich einig: Dialoge um konkrete Vorhaben helfen beiden voran.

Seitdem Mister Dunlop 1888 einen Gartenschlauch zerschnitt und damit das Dreirad seines Sohnes bereifte, haben viele Reifengenerationen ihre Spur auf dem Asphalt hinterlassen. An neuen Varianten und Profilen wird vielerorts getüftelt. Auch, was das Profil der Zusammenarbeit betrifft.

Lars Keil (Text)
Uwe Völkner, Volker Hohlfeld (Fotos)

2 1

3

BRIEFMARKEN-GALERIE

Schiff ahoi!

4

Wem das seemännische Ahoi als Grußwort in dem klassischen Binnenland ČSSR befremdlich in den Ohren klingt, der irrt. Unter den 152 seefahrenden Nationen belegt es Rang 83. Das Recht, eine Flotte zu unterhalten, ohne an ein Meer anzugrenzen, besteht seit 1921. Die Internationale Seerechtskonferenz legte fest, daß Staaten ohne Meeresküste ihre Flagge zeigen können, wenn die Schiffe an einem Ort ihres Staates registriert sind. So ist es nichts Überraschendes, wenn in Häfen Schiffe anlegen, die am Heck die Namen Praha, Basel oder Budapest tragen. Höchst selten ist es dagegen, daß ein Binnenland mit Briefmarken für die Hochseeschiffahrt auf die eigenen Potenzen aufmerksam macht. Erstmals geschah das mit der Abbildung der „Lidice" 1960 (Abb. 1), heute eines Urahnen der Schiffahrt unseres Nachbarlandes. Die Fortsetzung erfolgte 1972 mit einer Serie, die die Schiffe Jiskra, Mír, Republika, Košice, Dukla (Abb. 4) und Kladno zeigt. Die gesamte Hochseeflotte umfaßte damals zehn Schiffe mit einer Gesamttonnage von fast 95 000 BRT. Die in diesem Jahr erschienene neue Serie verweist auf Historie und Gegenwart der ČSSR-Hochseeschiffahrt. Ausgewählt wurden die inzwischen außer Dienst gestellte Republika sowie Pionýr (Abb. 2), Brno, Třinec (Abb. 3), Oplin und ein modernes Forschungsschiff. Anlaß war die Gründung der tschechoslowakischen Seereederei ČNP vor 30 Jahren (FW berichtete in Heft 16 davon), die als Bilanz nachweist: 15 Hochseefrachter mit 142 000 BRT. Zu einem postalischen Kuriosum kam es in den 60er Jahren, als die Seeschiffahrt durch den blokkierten Suezkanal brach lag und sich im Großen Bittersee mehrere Hochseeschiffe stauten. Mehr aus Langeweile und Enthusiasmus am „Markenmachen" entstanden auch auf einem festliegenden ČSSR-Schiff eigene „Schiffspostmarken". Es waren einfache, auf Abziehapparaten vervielfältigte, bunt ausgemalte Zeichnungen in der Größe von Briefmarken, die auf die heimwärts gehende Post geklebt wurden. Ihr postalischer Wert ist heftig umstritten, doch für den Sammler galten sie „echt auf Brief" als Zeitzeugen. Auf der Weltausstellung PRAGA 68 und später auch auf DDR-Ausstellungen gezeigt, wird heute kaum mehr darüber gesprochen. Dem Sammler bleibt anheim gestellt, einer Schiffsmotivsammlung einige Albenblätter zu widmen, zumal außer den insgesamt 13 Schiffsmotiven hübsch gestaltete Grafiken auf Ersttagsbriefumschlägen vorliegen.

Henri Hamann

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit unsere traditionelle Solidaritätsaktion im DDR-Jubiläumsjahr ein besonderer Erfolg wird!

Liebe Leser! Am 25. August 1989 ist es wieder soweit. FREIE WELT erwartet ihre Käufer am gewohnten Platz vor dem Centrum-Warenhaus von 8 bis 19 Uhr auf dem Alexanderplatz. Möchten Sie Ihre Spende noch loswerden: gut erhaltene Bücher, schöne Handarbeiten, alte Ansichts- und Glückwunschkarten, weitgereiste Souvenirs – so schicken Sie sie bitte ganz schnell an:
Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin, 1026.
Ebenso sind uns Geldspenden weiterhin willkommen. Wir erbitten sie auf das Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122
Und nicht vergessen, auf jede Sendung den Vermerk:
FREIE WELT
Solidarität 1989

Unser Angebot

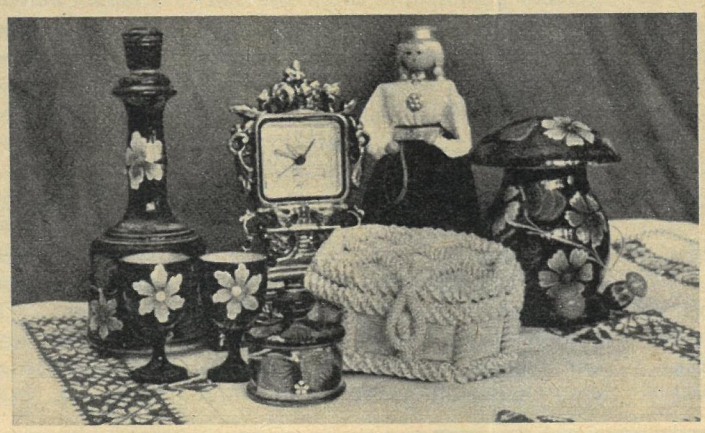
- Neueste Ausgabe der FW-Rätselzeitung (Abb.), 24 Seiten stark, mit etwa 60 Rätseln und einer Variante des Kreuzworträtsels, einer in der Sowjetunion entwickelten, sehr beliebten Neuschöpfung.
- Aufblasbare Telefone und Figuren aus Moskau, besorgt von unseren Auslandskorrespondenten
- Glaswaren aus Schwepnitz, darunter 1/2-l-Bierseidel, Eisschalen etc.
- diverse Souvenirs, gespendet vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (Foto)

Solidaritäts-basar

- Leserspenden
- Hase-und-Wolf-Poster
- Frische Piroggen aus der Patisserie des Interhotels „Stadt Berlin" – wie immer gegen Mittag
- Schallplattenversteigerung mit den neuesten Hits internationaler Pop-Stars und -gruppen
- Großes Antiquariat
- Lose der Internationalen Solidaritätslotterie der IOJ

Unser Dank

... gilt heute: Lotte Baumann, Aue; Dreißig, Torgau; Gisela Gerlach, Eberswalde-Finow; G. Weber, Karl-Marx-Stadt; Jochen Witzschel, Radebeul; Erhard Moll, Berlin; W. R. Köhler, Bärenstein; U. Pätzold, Berlin; Annemar, Magdeburg; Traute Töpp, Leipzig; Th. Frisch, Pretzsch; Margot Zackert, Magdeburg; Edith Friese, Frankfurt/O.; Lutzenberg, Berlin; Bettina Zimmermann, Oberbobritsch; Gertraude Fischer, Dresden; Fam. Rothe, Karl-Marx-Stadt; Knuth Reinhold, Neudorf; Helga Fritsche, Berlin; Elfriede Müller, Oschatz; D. Emmrich, Coswig; Arno Otto, Weida; Fam. Zeichert, Blankenhain; Fam. Hellmich, Leegebruch; E. Waldt, Finsterwalde; R. Krüger, Berlin; Promme, Berlin; Elfriede Riesner, Zwickau; Schlie, Berlin; Rolf Brandt, Berlin; F. Karl Roloff, Franzburg; Michael Göhler, Freital; Gerti Gürgens, Berlin; I. Preuß, Erfurt; Walter Tuusch, Neustrelitz; Inge Blankenhagen, Potsdam; Greil Jaeger, Berlin; Chr. Krömmling, Magdeburg; Ursula Wilde, Dresden; Walburga Fenk, Parchim; René Päsler, Neustrelitz; G. Ritscher, Karl-Marx-Stadt; Manuela Erfurth, Senftenberg; Ruth Tielecke, Brandis; Gisela Peter, Berlin.



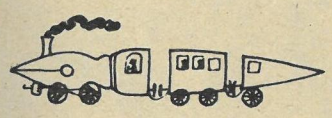
Von der Pleiße an die Newa

Ich hatte das Gück, zu den Gewinnern einer Leningradreise Ihres 1988er Literaturpreisausschreibens zu gehören, die vom 19. bis 23. Juni dieses Jahres stattfand. Trotz meiner 70 Jahre war es der Höhepunkt meines Lebens und brachte mir unvergeßliche Tage. Als Soldat im faschistischen Krieg und auch danach hatte ich noch nie sowjetischen Boden betreten. Es war für mich wirklich die Erkundung eines Neulandes. Unterschwellig waren vielleicht noch manche falschen Vorstellungen haften geblieben. Und heute? Ich habe noch nie einen Lesebrief geschrieben, aber wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Und das hat Leningrad mit all seiner Architektur und seinen Menschen bewirkt, noch dazu in der Zeit der „Weißen Nächte". Für das Programm, welches von Ihnen mit viel Liebe und Verständnis vorbereitet wurde, möchte ich heute von ganzem Herzen danken. Ein Galakonzert mit Ballett und Gesang im Leningrader Maly-Theater sowie ein Folkloretanzabend in unserem Hotel vermittelten nur einen kleinen, aber großartigen Eindruck. Dank auch unserer Reiseleiterin, einer Kollegin des Zentralvorstandes der DSF. Zu Hause habe ich stundenlang begeisterte Berichte geben müssen, wobei mich eine Unmenge Fotos, Bilder und Karten unterstützten. Diese werden mir auch in Zukunft eine feste innere Bindung, nicht nur zu Leningrad, erhalten.

Joachim Herrmann, Crimmitschau

Alle Literatur- und Preisausschreibenfreunde sind eingeladen, beim kommenden großen Ratespiel um bekannte Autoren und ihr Werk mitzumachen. Es winken wieder Reisehauptgewinne und viele Buchpreise. Voraussichtliche Veröffentlichung in Heft 19/89.

Wer schreibt uns?



Lily und Valdek Kikkas, 26 und 28 Jahre alt, wünschen Briefwechsel in deutscher Sprache. Interessen: Reisen, Musik, Sprachen, Fotografie. UdSSR, Estnische SSR, Rajon Rapla, 203 505 Kentna, Kooli-Str. 15–4

Oksana Gubina, UdSSR, Swerdlowskaja oblast, 623 510 Badanowitsch, ul. Kunawina d. 27, kw. 57
Olga Nikolaitschuk, 19 Jahre alt, UdSSR, Ukrainische SSR, 266 018 Rowno, ul. Widinskaja d. 42, kw. 2

Dmitri Bizura, 18 Jahre alt, Interessen: Fremdsprachen, Disko-Musik, Fragen zu Frieden und Sicherheit, wünscht Briefwechsel in russischer, deutscher, englischer oder französischer Sprache. UdSSR, Tulskaja oblast, 301 650 Uslowaja, ul. Gagarina d. 35, kw. 61

Jelenea Mironytschewa, 21 Jahre alt, Interessen: moderne Musik und Literatur, wünscht Briefwechsel in russischer oder englischer Sprache. UdSSR, 603 061 Gorki, ul. G. Uspenskowo 13–17

Virginija Aliseviciutė, 19 Jahre alt, Interessen: Musik, Kino, Literatur, Mode. UdSSR, Litauische SSR, 232 057 Vilnius, Didlaukio 39–102

Rita, Viza und Vika Savchenko, 18, 16 und 19 Jahre alt. UdSSR, Lettische SSR, 229 070 Jurmala, Asaros, Dzimtenes 7/9, Dz. 4

Preisfrage

Heft 17/89

Wieviel Kilometer sind zwei Li?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1× 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 20/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 13. September 1989. Auflösung von Heft 14/89: Die Namen der Neubaugebiete in Vilnius stammen von ehemaligen litauischen Dörfern. Wir gratulieren Reinhard Toik, Rehna.

Agafja allein

Ich war schon gespannt darauf, wieder von Agafja Lykow zu hören („Die Heirat", FW 13/89). Und was für Neuigkeiten diesmal. Nicht aus Sensationslust, mehr aus Anteilnahme möchte man Näheres erfahren. Als unlängst von geldgierigen Zeitgenossen erzählt wurde, da kamen mir die Lykows in den Sinn, die beinahe 50 Jahre ohne Geld gelebt haben. Rührend finde ich die jahrelange Anteilnahme der Geologen und Journalisten. Könnte daraus nicht auch ein Buch entstehen?

Annemarie Amelung, Schwerin

Von Anfang an verfolge ich die Berichte über die Einsiedler-Familie, und sie sind mir sehr nahe gegangen. Was mag diese Frau in ihrem Leben nicht schon alles durchgemacht haben? Wie wird sie jetzt über die Zivilisation denken? Mich würden auch die Meinungen anderer Leser dazu sehr interessieren.

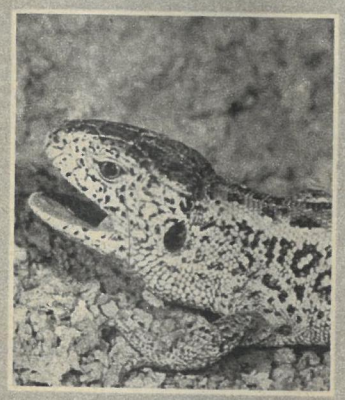
Horst Doehler, Plauen

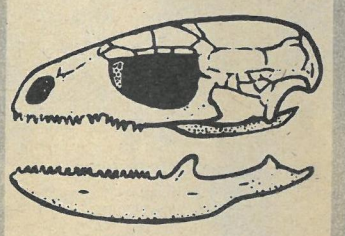
Weder Trab noch Galopp

In Ihrem Beitrag „Mal Trab, mal Galopp" (FW 13/89) wird über die unglückliche Darstellung von Pferdegangarten auf Briefmarken berichtet. Ist damit der abgebildete Traber gemeint?

Stefan Schulz, Gera

Richtig. Dieser „Trab" glich wohl mehr einem Paßgang. Das ist eine Vorwärtsbewegung im Zweitakt, mit gleichseitiger und gleichzeitiger Fußfolge (Foto). Der Paßgang ist eine von Freizeitreitern, vor allem von Anfängern gesuchte sanfte und raumgreifende Gangart, die eine Verwendung des tiefen, bequemen und sicheren Sattels gestattet. Er erfordert wenig reiterliche Kenntnisse. Bei den europäischen Sportpferden werden der Paßgang und seine Variationen allerdings nicht geduldet, da sie den Anforderungen der Leistungsprüfungsordnung nicht genügen.





Von Echse und Olm

Erfreulich und lobenswert, daß sich – wie im Einführungstext zur Rücktitel-Serie „Reich zu unseren Füßen" (FW 10/89) zum Ausdruck kommt – viele Menschen bei uns, auch Schüler, für den Schutz von Kriechtieren einsetzen.

I. Holland, Berlin

Im Garten haben sich dieses Jahr zwei Grasfrösche angesiedelt; sie schwimmen im Auffangbehälter für das Regenwasser und sonnen sich auf hineingelegten Holzstücken. – „Wir wollen die Fröschlein ansehen", sagen unsere Enkel immer wieder.

U. Siebert Hohen Neuendorf

Haben Eidechsen eigentlich Zähne?

T. Weißenfels, Rostock

Die Echten Eidechsen besitzen auf dem Innenrand der Kiefer ständig erneuerbare Zahnleisten (Abb.).

Hat der Grottenolm – kein Fabeltier! – einen lateinischen Namen? Wir suchten vergeblich.

J. Bittner, Malter-Paulsdorf

Ich hörte, daß dem Olm die Augen zugewachsen wären. Stimmt das? .

H. Bergan, Dresden

Die Augen beim Grottenolm (Proteus anguinus) liegen unter der Haut und nehmen nur Hell und Dunkel wahr.

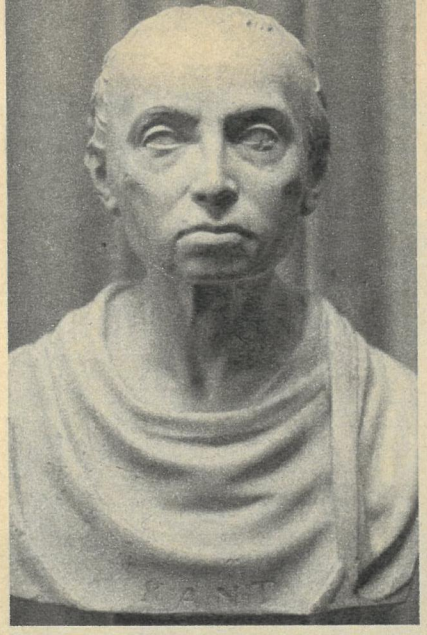
Redaktion: Helga Bengtson; Fotos: Michael Herrmann, Wolfgang Gregor, Dr. W. Wendt; Repros: aus „600 Ratschläge für den Pferdefreund"/Neumann Verlag, ARTIA; Vignette: Martin Kotsch

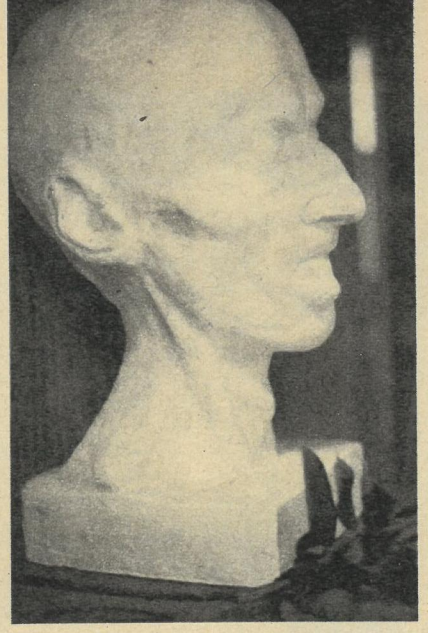
KANT BEI KANT (2)

Annäherung

Ankunft Bahnsteig 1. Kaliningrad. So begann der erste Teil der Reisereportage von Uwe Kant und Detlev Steinberg im vorangegangenen Heft. Nicht zufällig kehrt der Schriftsteller heute zu seiner Annäherung an diese Stadt zurück, bevor er an ihre Universität, zu ihren Studenten und Professoren geht.

205
00 66 КИ





Kant idealisiert, Kant realistisch sowie eine Kopie der Totenmaske des Aufklärers im Museum der Universität

Die Annäherung ging unhastig vonstatten.
Sonst hätten wir ja gleich Anreise sagen können.
Die Annäherung vollzog sich allmählich, nämlich auf dem Eisenbahnwege, und der führt heutzutage nun erst einmal über Vilnius, die Hauptstadt der Litauer.
Gewiß hätten wir den großen Gleichmacher bemühen können, das Flugzeug, das so leicht über die wirklichen Verhältnisse (und Entfernungen) hinwegfliegt wie -täuscht, einem vormacht, es sei nach Wien etwa so weit wie nach Prag, nach Warschau wie nach Stockholm, eine Weltzusammenfügung vermittelt, die nicht von dieser Erde ist, sondern nur dem Luft-Reich der Fluglinien entsprungen.
Nein, wir wollten das Gefühl, die Empfindung der wirklichen, tatsächlichen Distanz, und bekamen reichlich davon.
Zumal sich zu Länge und Dauer noch eine gewisse R a u h i g k e i t des Weges gesellt, von der sich nicht träumen läßt, wer bis dahin im Vertrauen auf eine schon erreichte mitteleuropäische Schlaf- und Speisewagengesellschaftsordnung dahinlebte.
Gottlob führte D., der ein erfahrener Reisender ist, einen Papiersack mit sich, welcher ein Rudel kleiner Bierflaschen und Brot und Wurst nach Metern enthielt, so daß wir zuzüglich des Glases Tee, das die Waggonbegleiterinnen freiwillig abgeben, und eingedenk der Fahrgeräusche doch sagen können, die vierundzwanzig Stunden bis Vilnius gewissermaßen in Saus und Braus verlebt zu haben.
Gelegentlich blieb der Zug stehen wie für immer (das erste Mal knapp hinter Köpenick, fast schon im Hirschgartenschen), ab und an kamen Grenzer und Zöllner uns besehen, ein russischer Vater versuchte, seinem Kinde anhand vorbeiziehender Landschaft Verschiedenartigkeiten im Agrarwesen der DDR, Polens und der UdSSR zu erläutern, dreier mehr oder weniger großer und ruhmvoller Staaten, deren man allerdings einheitlich nicht ohne Groll gedenken konnte, sobald einem die seltsam spartanische Bewirtschaftung des Drei-Länder-Zuges einfiel.
Endlich auch der einfach gedachte und technisch gewiß einfache Vorgang des Achsenwechsels, dem gleichwohl etwas von Science Fiction anhaftet – einen ganzen Zug mit Frauen, Kindern, Greisen und auch Männern im besten Alter, mit Rasierapparaten, Bierflaschen, Dauerwürsten und Teelöffeln (solchen immerhin) in die Höhe stemmen und ihm einfach andere Räder unterschieben! Wie mögen sie den angeguckt haben, der zuerst solchen Vorschlag gemacht hat?
Der Fahrplan ist großzügig berechnet, denn fast pünktlich gelangten wir schließlich nach Vilnius, wo uns V., der Mann von der berühmten Illustrierten, und R., die Übersetzerin, zur Wiederbelebung in den ziemlich leeren, ziemlich feinen, ziemlich abgedunkelten und dabei erstaunlich ungemütlichen Bahnhofsspeisesaal führten, an dessen Innenarchitektur jemand schuldig war, dessen Gewerk ich nicht mehr erinnere. War es ein Metalltreiber? Oder ein Holzzubereiter?
Vor der Weiterfahrt nach Kaliningrad blieb Zeit für ein paar Schritte. Hochmodern die große elektronische Fahrplantafel in striktem Litauisch, mit der Ukrainer, Dänen oder unsereins natürlich ihre Mühe haben – wegen der Eisenbahnpräpositionen von und nach etwa. Die Werbung einer Beherbergungsgenossenschaft auf dem Bahnhofsvorplatz dagegen ruft auch auf Russisch dem Reisenden zu, keineswegs den Kopf hängen zu lassen, garantiert die Firma doch jeglichem eine „Koika“, eine Liegestelle. Eine Viererkette der Miliz schnürt schräg über den Platz. Aus der Stadt rollt hin und wieder ganz leise, sanft fauchend, sich in komfortabler Federung wiegend einer der neuen Trolleybusse aus tschechoslowakischer Produktion heran. Guter alter O-Bus, vielleicht haben wir dir seinerzeit Unrecht getan?
Nun aber der Nachtzug nach Kaliningrad, sieben Stunden noch einmal auf härterer Pritsche. Der Körper sucht sich dem Zug einigermaßen anzudienen wie er da durch die Kurven schlingert, der Geist ringt derweil mit herandrängenden Katastrophenbildern. Vorher noch etwas Aufregung, weil der Schaffner zwecks Zusammenführung der Ausländer in einem Abteil Umbettungen zu organisieren versucht und sich gleichzeitig den Forderungen einer dunkeläugigen üppigen Dame stellen muß, die sich weigert, wie es scheint, das Separée neben uns mit Alkoholikern, Trunkenbolden zu teilen, wofür wir Verständnis haben. Schließlich gelingt der Tauschhandel, und die Trunkenbolde, zeigt sich, sind gar nicht vorhanden, nur ihre Ausdünstungen schweben noch im Raume, damit wird die südliche Schöne wohl leben müssen.
Die Annäherung endet profan, auf einmal heißt der Bahnhof Kaliningrad – angekommen. Vergebens lauscht man nach irgendwelchem innerlichen Glockengeläut. So geht es zu. Selbst die Sensation vom ersten Menschen auf dem Mond war in der Sekunde vorbei, als man ihn – auf dem Fernsehschirm – tatsächlich sehen konnte: eine etwas unförmige Gestalt, die über Geröllartiges tappte. (Oder als wir einmal, ganz zur Gründerzeit des Fernsehens, auf eine in Mondlicht getauchte Lichtung starrten, auf der Futterraufen aufgestellt waren. Was sahen wir nach zweistündigem Warten? Hirsche, die Heu fraßen. Was denn sonst.)
Auf dem Bahnhof nimmt uns Zerdrückte, Struppige, Verquollene ein korrekter, korrekt gekleideter Mann in Empfang, X. vom Gebietskomitee der Partei, der uns in den kommenden Tagen begleiten wird, dessen Sachlichkeit und ruhige Festigkeit wir noch schätzen lernen werden, der uns einmal, in einem stillen Augenblick, die Geschichte seines Vaters erzählen wird, eines übernervösen Kolchosvorsitzenden, der bei der Rechenschaftslegung so mit dem Ellenbogen an die Vitrine stieß, daß ein gipsenes Abbild herunterstürzte und in die redensartlichen tausend Stücke zersprang, so daß zehn Jahre Arbeitslager unausbleiblich waren, was wir manchem anderen nicht glauben möchten, diesem unspektakulären Mann aber doch.
X. sagt uns Guten Morgen und

wohl auch noch Willkommen und ist dann schon beim Programm, welches gleich erbarmungslos einsetzen wird, nämlich in einer Stunde, und zwar nicht mit Bernsteinen, beispielsweise, sondern mit Professoren.
Bleibt gerade noch Zeit, ins Quartier zu fahren, sich zu wässern, zu glätten, zu equipieren, die Gepäckstücke einstweilen im weitläufigen Appartement zu verstreuen, den riesigen Kühlschrank einzustöpseln und ihm hinten rechts zwecks Waagerechtstellung einen weißen Bauern aus dem Schach-

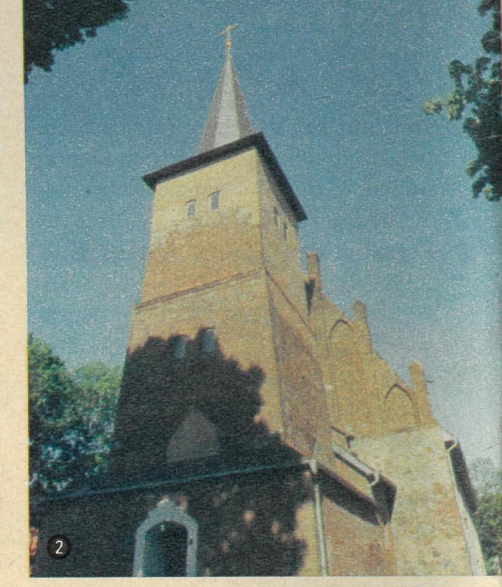
spiel auf der Veranda unterzuschieben. (Schachspieler werden sich zu helfen wissen, indem sie sich einen Randbauern d e n k e n, bis im Zentrum der übliche Abtausch erfolgt ist).
Wir wohnen also nicht im Hotel, sondern in einer Art Kommerzienratsvilla mit Zierklinkern, Veranden, eiserner Wetterfahne, gelegen zwischen ähnlich gearteten Gebäuden (gegenüber eine Giebelinschrift aus geschwungenen Zementbuchstaben „Landhaus Ruth") unweit des ehemaligen Luisen-Platzes in der ehemaligen Körte-Allee, die der heutigen Kutusowstraße entspricht, wenn die vergleichende Stadtplanforschung nicht täuscht. Bei der uns X. behilflich ist, dem das gar nichts ausmacht. Wir dagegen fragen ungern in dieser Weise. Wir fragen nach festen Punkten, nach Landmarken, aber wie leicht klingt es so, als fragten wir etwa nach wahren Identitäten, eigentlichen Besitzern, als deckten wir Vorläufiges auf. Dies eine Furcht, die man nicht haben müßte, existierten nicht jene Leute, die sich gerne Herren nennen ließen und den Herren auch machten, die dann „April, April" riefen, weil es nicht mehr gelten sollte, nachdem es ihnen schiefgelaufen war, von gar nichts wissend und an nichts schuld nunmehr. Jene Leute, die sich dann Vertriebene nannten, als sie gehen mußten, weil die Geschichte, die sie für sich in Gang gesetzt zu haben meinten, sich gegen sie kehrte. Vertrieben von der Geschichte, ja.
Was würden sie wohl geben, könnten sie statt unsereins in diesem Gebäude, das dem Gebietskomitee als Gästehaus dient, logieren. Heißt es doch, es handle sich um die ehemalige Privat-Villa des faschistischen Gauleiters Koch, eines würdigen Herrn, der zu der Zeit, als die alte Stadt sinnlos geopfert wurde, aus sicherem Versteck auf der Kurischen Nehrung nach Berlin telegrafierte: mein Führer, an der Spitze Ihrer Truppen verteidige ich unbeugsam... Und der später in der polnischen Gefängniszelle so in ohnmächtige Wut geriet, aus Arier-Gründen, als der Schriftsteller Juri Iwanow ihm äußerliche Ähnlichkeit mit Albert Einstein nachsagte!
X. sagt uns aber, im Gegensatz zu anderen Quellen, daß ihm solche Vergangenheit des Hauses nicht bekannt ist. Wie auch immer, er tut recht daran, sich nicht darum zu scheren. Und das Haus kann nicht dafür, wenn der Braune einst darin saß. Und wir gehen mit einer gewissen Genugtuung darin herum, nicht als Vertriebene und Wiederzurückgekehrte, sondern als Neuhingekommene, nun auch Hierhingekommene. Übrigens erhalten wir später auf die Frage nach dem Status der Geschlossenen Stadt zwei verschiedene Antworten, geprägt vom vielsagenden Charme der Unexaktheit. Der Chefredakteur der Kaliningrader Prawda sagt, er habe nirgends Schriftliches darüber gesehen, und was nicht jedermann öffentlich lesen könne, das existiere auch nicht. Und der Bürgermeister sagt, sein Traum, seine Vision von Kaliningrad sei jedenfalls eine Existenz als offene Hafenstadt internationalen Gepräges. Wir sind jedenfalls hier, und weder heute noch an den nächsten Tagen treffen wir an irgendeinem Ort oder zu irgendeinem Zeitpunkt auf Verschlossenheit und Zurückhaltung.
Ja, ja, sagt X., nun müssen wir uns aber dranhalten, die Wissenschaftler erwarten uns schon. Endgültiges Ende der Annäherung.

Annäherung

Universität

Die Universität Kaliningrad ist nicht gerade eine altehrwürdige Alma mater. Sie wurde erst 1967 gegründet. Zweiundzwanzig Jahre nach dem Untergang der Herzog-Albrecht-Universität, die hier vierhundert Jahre lang bestanden hatte. Von ihr hat die neue Hochschule das sogenannte Neue Haus im Zentrum und den Botanischen Garten „ererbt", wie man uns sagt. Der Hauptkomplex, fünf schmucklose zementgraue Putzbauten, liegt aber im nordöstlichen Randgebiet der Stadt, wo auch Platz ist für die ab 1990 vorgesehene Erweiterung zu einem Universitäts-Städtchen.
Die Universität, die über drei Wohnheime mit insgesamt 1300 Plätzen verfügt, gilt mit ihren rund 2500 Direktstudenten und dem 320köpfigen Lehrpersonal, unter dem sich 25 Doktoren und

Leonard Kalinnikow, Philosoph, Haupt, Seele, Motor der Kant-Forschung an der Universität, führt uns ins Museumszimmer.



1 Nachmittägliches Treiben vor dem Zoo
2 Die älteste, aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche der Stadt…
3 …in ihrer heutigen russisch-orthodoxen Fassung
4 Deutliches Zeichen der Geschichte: der Torso der Autobahnbrücke
5 Am Grabmal Immanuel Kants neben der Domruine
6 Die Stadthalle, in die das Historische und Kunstmuseum einziehen wird

Professoren, 176 Kandidaten der Wissenschaft befinden, als eine eher kleine Einrichtung, die sich aber auf dem Wege zu mittlerer Größe befindet. Aus bescheidenen Anfängen auf der Grundlage des Leningrader Pädagogischen Instituts wurden mittlerweile immerhin 11 Fakultäten mit 40 Lehrstühlen (darunter der einzige der Sowjetunion für Ozeanographie), an denen die Ausbildung in 15 Spezialrichtungen erfolgt, darunter klassische Fächer wie Physik, Mathematik, Geschichte, Jura, Philologie (außer Slawistik auch Anglistik, Germanistik, Romanistik), aber seit Jahren auch solche wie Elektronik, Radiophysik und Medizinische Biologie. Die pädagogische Ausbildung nimmt nach wie vor einen großen Raum ein; etwa die Hälfte der Absolventen geht in die Einrichtungen der Volksbildung, die andere verstärkt vornehmlich den wissenschaftlichen Kader der Nordwestregion der RSFSR.

„Wissen Sie", sagt man uns, „es wäre vermessen, wirklichkeitsfremd und natürlich aus verschiedenen, nicht immer stichhaltigen, aber existierenden Gründen auch unmöglich gewesen, unsere Universität als direkte Fortsetzung der alten Universität zu betrachten oder gar zu deklarieren, die dann im Jahre 1994 ihr 450jähriges Jubiläum begehen könnte. Das nicht, aber einer damit zusammenhängenden Königsberger Tradition müssen wir uns voll bewußt sein und müssen wir uns stellen, nämlich ein Zentrum der Kultur und der Wissenschaft in diesem Teil Europas zu sein." Mit uns sprechen Wladislaw Belakow, Biologe und Stellvertretender Rektor; der Geologe und Lehrstuhlleiter für Ökologie Jewgeni Krasnow, der auf „die dringende Notwendigkeit der Erhaltung der Flüsse und Seen, der reichen Fauna und Flora Ostpreußens" hinweist und von guter Zusammenarbeit mit baltischen und polnischen (Universität Olsztyn) Kollegen spricht, die er sich für die Zukunft auch mit Greifswald und Rostock wünscht; Iwan Kobzew, der sich und seine Studenten mit linguistischen Untersuchungen von Immanuel-Kant-Texten beschäftigt; Leonard Kalinnikow, Philosoph, Haupt, Seele, Motor der Kant-Forschung an der Universität. Professor Kalinnikow ist ein temperamentvoller, seiner Sache, die Immanuel Kant heißt, ganz und gar ergebener Mann. Ein Sonderheft FREIE WELT über den Philosophen und seine Lehre würde er gewiß gerade für angemessen halten.

Der Besucher, bemüht, dem rasanten Wettstreit zwischen Redner und Übersetzerin zu lauschen und dabei noch ein paar hilflose Notizen hinzukritzeln, kann nicht immer folgen, hört aber immerhin, daß das Jahr 1974, das Jahr, in dem in aller Welt des 250. Geburtstages Immanuel Kants gedacht wurde, den Durchbruch brachte, die volle Hinwendung zum größten Sohn der Vorgänger-Stadt und des gemeinsamen Territoriums, die Annahme der Verpflichtung solchem Erbe gegenüber. Hört, daß seinerzeit auf Beschluß der sowjetischen Akademie der Wissenschaften an der Universität Kaliningrad die Kant-Jubiläumslesungen durchgeführt wurden, die in den folgenden Jahren ihre Fortsetzung fanden; daß die Beiträge der Lesungen in einem jährlich erscheinenden Sammelband, „Kantowski Sbornik", veröffentlicht werden, daß die Universität – immer in Zusammenarbeit mit den größten Universitäten des Landes – zum führenden Zentrum der Kant-Forschung geworden ist; daß die immer neuen Ergebnisse der Naturwissenschaften auch neue Beschäftigung mit den Arbeiten Kants verlangen; daß die Bedeutung Kants, seine Gestalt, weiter wachse, insbesondere im Vergleich zu Hegel; daß man mit vollem Recht von einer wahren Kant-Renaissance sprechen könne; daß Erscheinungen wie die Lehren Kants „niemals nur Erbe einer Nation" sein können; daß das Bewußtsein, am Kant-Ort zu leben und zu lernen, auch schon das geistige Klima unter den Studenten positiv beeinflusse.

Der Besucher meint auch gehört zu haben, daß man mit dem Stand der Beziehungen zu DDR-Universitäten noch keinesfalls zufrieden ist (Rostock und Greifswald werden immer wieder als Wunschpartner genannt), und daß man für die Lesungen im Jahre 1990, die speziell der „Kritik der Urteilskraft" gewidmet sein werden, in der Kant seine Auffassungen zur Ästhetik darlegt, eine Reihe von Teilnehmern aus beiden deutschen Staaten zu gewinnen hofft.

Und eines hört er deutlich heraus: die Hinwendung zu Kant („von der städtischen Obrigkeit seinerzeit mit Mißtrauen beobachtet"), die neue Offenheit gegenüber diesem Erbe hat Verkrampfungen gelöst, hat nach und nach zu einer neuen Haltung gegenüber allem Ererbten, vor allem auch gegenüber den wenigen erhaltenen materiellen Zeugen der Geschichte geführt, einer Haltung (nicht zuletzt bei der „Obrigkeit", die allerdings auch am besten über die ökonomischen Möglichkeiten Bescheid weiß), die jetzt allgemein verbreitet ist und mit den Worten Interesse, Aufmerksamkeit, Begeisterung, Liebe, je nach Mentalität, gar nicht übertrieben charakterisiert wird.

Auch auf die Weise, Professor Kalinnikow möge die allzu flach und praktisch scheinende Nutzanwendung verzeihen, wir können uns nur nicht besser ausdrücken, auf die Weise hat allein schon die solide unvoreingenommene Befassung mit den Aufklärungsideen und den Humanismusgedanken Immanuel Kants einen großen Zuwachs an gegenwärtiger Aufgeklärtheit und alltäglicher Humanität mit sich gebracht.

Bessel und Hagen

In einer abgelegenen Ecke der Notizen findet sich in verrutschter Handschrift die gerade noch entzifferbare Inschrift: Bessel sah Hagens Tochter durchs Fernrohr im Garten und heiratete sie später.

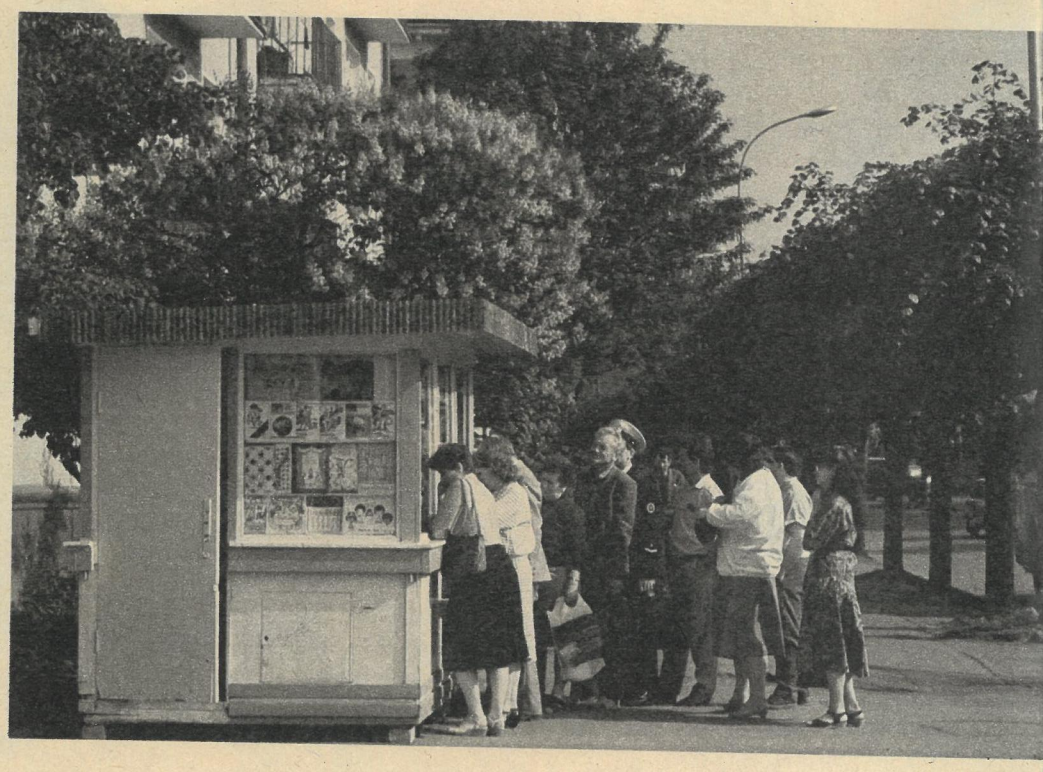
Die sonderbare Aufzeichnung erweist sich in mehrfacher Hinsicht als lehrreich. Die Schwerlesbarkeit gemahnt an das Los der fahrenden Korrespondenten, die immer erst zur schriftlichen Fixierung von gerade Gesehenem und Gehörtem kommen, wenn das Fahrzeug, dem nächsten Punkt entgegen, sich wieder rüttelnd in Bewegung setzt. Die Rätselhaftigkeit warnt vor allzu starkem Zutrauen ins eigene Gedächtnis. Es mußte doch eine Bewandtnis damit haben, zum Kukkuck! Aber welche? Wer war Bessel? Wer war Hagen? Warum war's notiert worden? Vergessen, vergessen. Verstellt von neueren Eindrükken, wichtigeren Punkten; von der Pracht des Bernsteinmuseums im Fort Dohna des alten Befestigungsringes, von der brünetten Ökonomin des Vaters Arkadij, die uns die

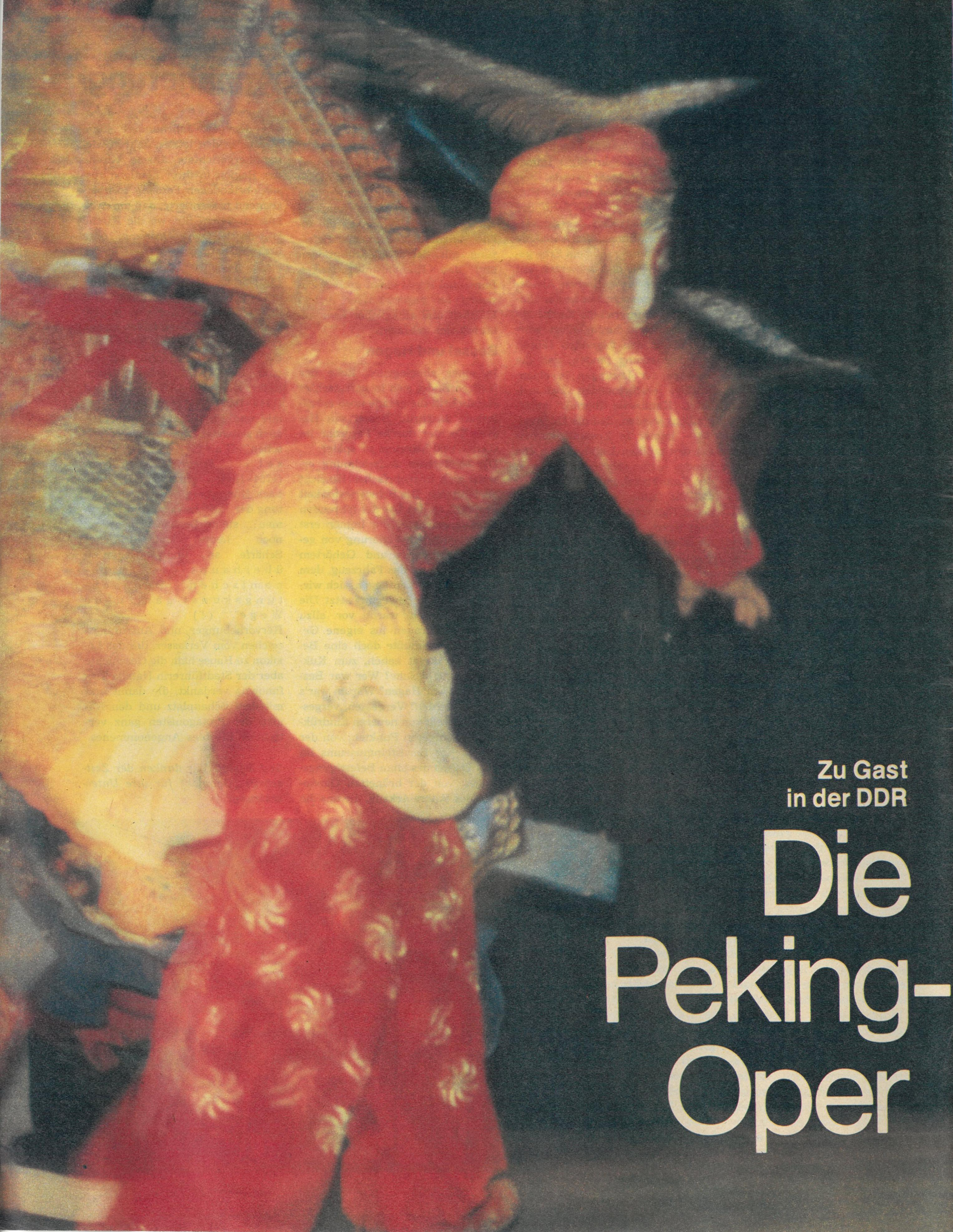
Annäherung

aus dem 13. Jahrhundert stammende, in den letzten Jahren wieder hergerichtete älteste Kirche der Region in ihrer heutigen russisch-orthodoxen Fassung so überzeugend präsentierte, daß unser X. ausrief: Sehen Sie, wo die Kirche ist, da herrscht Ordnung; oder übertönt vom Orgelkonzert in der mehr neugotischen Katholischen Pfarrkirche, die jetzt der Kaliningrader Philharmonie dient. Gut und schön, aber wer war Hagen, wer war Bessel? Zum Glück gibt es noch den alten Lexikon-Meyer, der die hübsche Geschichte mit ein paar Stichworten rekonstruieren hilft: Hagen, Karl Gottfried (1749–1829)... Professor der Chemie und Physik in Königsberg... auch zeitweise Direktor des Botanischen Gartens(!). Bessel, Friedrich Wilhelm (1784–1846)... Astronom(!), 1810 nach Königsberg berufen, die Leitung der... Sternwarte zu übernehmen... stellte Beobachtungen von noch heute unübertroffener Schärfe an und bahnte überhaupt der astronomischen Beobachtungskunst ganz neue Wege." (!)

Hervorhebungen und Ausrufungszeichen vom Verfasser, der das Lexikon zu Hause hält, die Geschichte aber der Stadtführerin Natalja Trofimowna verdankt, die damit und mit dem Schauplatz und den Namen der Protagonisten ganz vertraut ist. Ererbtes. Angenommenes.

Teil 3 folgt. Wir danken der Zeitschrift „Ogonjok" für ihre Unterstützung.





Zu Gast
in der DDR

Die Peking-Oper

Der Kampf des Affenkönigs Sun Wukong

Die Phantasie des Zuschauers ist auf ungewohnte Weise gefordert: eine Art zu gehen kann das Passieren einer Tür, das Hinauf- oder Hinabsteigen einer Treppe, das Erklettern eines Berges bedeuten. Eine quastengeschmückte Peitsche zeigt an, daß jemand reitet, zwei mit Rädern bemalte Fahnen stellen einen Wagen dar, eine herbeigetragene, nicht angezündete Kerze signalisiert den Einbruch der Nacht.

Renate Schumacher (Text und Bild) erlebte das weltberühmte Ensemble in der Hauptstadt Beijing.

Helden, Abenteurer, Banditen (Jing)

Ältere Männer mit Bart (Lao Sheng)

Junge Männer (Xiao Sheng)

Kammerzofen und Mägde (Hua Dan)

Die Peking-Oper

Einer, der „unverwundbar“ und „unsterblich“ ist, der sich in „72 verschiedene Gestalten verwandeln“, „auf den Wolken des Himmels reiten“ und „durch die Luft fahren“ kann wie er will, der „mit einem einzigen Satz 108 000 Li“ – 2 Li = 1 km – zu überspringen vermag und mit diesem übermütigen Anspruch allein die Entschlossenheit des Menschen zum Ausdruck bringt, sich die Welt untertan zu machen, ist der Affenkönig Sun Wukong. Gemeinsam mit dem Schwein Bajie und dem weißen Pferd Baima soll er, der chinesischen Legende gemäß, den berühmten Mönch Xuan Zang begleitet haben, der zwischen 629 und 645 nach Indien reiste, um die Schriften des Buddhismus nach China zu bringen. Der klassische Roman „Die Pilgerreise nach dem Westen“ von Wu Cheng'en vom Anfang des 16. Jahrhunderts beschreibt die Abenteuer, die die Reisenden zu bestehen hatten. Übernatürliche Kräfte schienen vonnöten, um die ungeheuerlichen Hindernisse zu überwinden und die sich eröffnende neue geistige Dimension zu erfassen. Mythologie als Traumspiel oder „Traum der Vernunft“.

Die Peking-Oper „Der Affenkönig kämpft gegen 18 Luohans“ dramatisiert eine der Episoden des Romans. Der Affenkönig erlaubt sich darin eine Menge streng verbotener Dinge gegenüber den Himmlischen. Er ißt beispielsweise die heiligen Pfirsiche auf, die für den Geburtstag der Himmelskaiserin bestimmt waren, trinkt das kostbare Lebenselixier aus und verschluckt die Zaubermedizin, die vor dem Alter schützt. Sakrilegien, die natürlich mit dem Tod bestraft gehören! Aber alle Versuche der Himmlischen Heerscharen, unter ihnen die Allmächtigen Drachenkönig, Donner- und Blitzgott, den Übeltäter dingfest zu machen und das Urteil zu vollstrecken, bleiben vergeblich. An seinem Zauberstab prallen die Angriffe sämtlicher Feinde ab, und selbst die Glut des himmelskaiserlichen Ofens vermag dieser unsterblichen Figur nichts anzuhaben.

Wir sahen das Stück in einer Aufführung der Peking-Opern-Truppe Nr. 6 im Sommer 1988 in Beijing. In diesen Tagen können wir es wiedersehen, denn es gehört zum Programm, mit dem dasselbe Ensemble anläßlich der Peking-Woche in Berlin vom 8. bis 15. September im Friedrichstadt-Palast auftritt. Wenn du das Glück hast, einen so exzellenten Schauspieler wie Zhao Yuanxia als Affenkönig zu erleben, dessen turbulente Pirouetten und Saltos sich mit ganzen Kaskaden seiner Gegen- und Mitspieler zu einer atemberaubenden Choreografie auf der Bühne verdichten, um sich blitzschnell wieder zu lichten, so kannst du dich auf der Stelle in dieses alte Theater verlieben, selbst wenn du bis dahin ein völlig unkundiger Peking-Opern-Besucher bist.

Doch solltest du vor deinem ersten Besuch einer Peking-Oper einiges wissen. Ich will sie weiterhin „Oper“ nennen, auch wenn sie im Sinne dessen, was du als Europäer herkömmlicherweise darunter verstehst, eher ein Singspiel zu nennen ist. Sie ist etwa 200 Jahre alt und damit keineswegs die älteste unter den annähernd 400 traditionellen Lokalopern Chinas. Da sie in der Hauptstadt der Quing-Dynastie (1644–1911) entstand, wurde sie nach ihr benannt. Durch vielfältige Einflüsse, unter denen die Wechselwirkung zwischen Theaterleuten, Dramatikern und Musikern, zwischen Bühne und Publikum eine wichtige Rolle gespielt haben muß, gelang es ihr, sich im Laufe der Zeit so zu vervollkommnen, daß sie zum theaterwirksamsten unter den klassischen Bühnenspielen Chinas wurde. Falls dein Auge den Anblick einer traditionellen chinesischen Oper genießt, während dein Ohr sich dem fremdartigen Klangbild eher verschließt, solltest du wissen, daß es gerade die Musik ist, die die Darstellung an Originalität übertrifft. In der Peking-Opernmusik spielen Trommeln, Schlaginstrumente, unterschiedlich geformte Gongs und Klappern eine dominie-

Die Peking-Opern-Truppe Nr. 6

Damen mittleren Alters (Quing Yi)

Matronen (Lao Dan)

Spaßmacher, Soldat (Wu Chou)

rende Rolle. Zu ihren Begleitinstrumenten gehören die chinesische Geige Erhu, die Mondgitarre, die Laute Pipa, die dreisaitige Laute Xianzi und nur gelegentlich die Flöte. Deshalb ist es in der Peking-Oper ein Schlagzeuger, der den Rhythmus des Orchesters und den Gang der Handlung, vom Zögern, von der aufkeimenden Hoffnung bis zum fulminanten Ausbruch der Leidenschaften, bestimmt.

Bei aller Unterschiedlichkeit ihrer musikalischen Stilistik ist allen Lokalopern eines gemeinsam: die Einstimmigkeit fernöstlicher Musik. Und nur wenn du bereit bist, dich auch den fremdartig tönenden Strukturen zu öffnen, wirst du jenen Zustand erleben, in dem dich diese Form totalen Theaters durch Musik, Gesang und Rezitation, durch Tanz, Akrobatik, chinesische Kampf- und bildende Kunst vollends zu faszinieren vermag.

Das strenge und langwierige Training der Darsteller, die Schauspieler, Sänger, Tänzer und Akrobaten in einer Person sind, darfst du ihrem anmutigen und schwerelosen Spiel nicht anmerken. Der Anfang für eine solche Meisterschaft muß bereits im Kindesalter gemacht werden. Nur solange sich der Mensch im Wachstum befindet, kann er erlernen, die schwierigsten Übungen der Körperbeherrschung in Übereinklang mit einer Vielfalt musikalischer, mimischer und gestischer Ausdrucksmittel zu bringen. Für einen Schauspieler der Peking-Oper gilt es, allein 50 verschiedene Bewegungen und 20 Arten des Lachens und Lächelns zu unterscheiden. Zum Erlernen des Handwerks benötigt er sieben bis zehn Jahre. Aber nur, wer die Übungen von Kampfkunst, Gesang und Deklamation lebenslänglich betreibt, wird jene Vollkommenheit erreichen, bei der „jedes Wort und jeder Klang" zu Musik wird und „jede Geste und jede Bewegung wie ein Tanz" erscheinen.

Die Peking-Oper unterteilt die handelnden Personen in bestimmte Rollentypen, von denen eine jede festgelegte Regeln für die Präsentation der Figur und ihre Darstellungsmethoden besitzt. Jede einzelne von ihnen ist an ihrer Schminkmaske und an ihrem Kostüm zu erkennen. Die männlichen Rollen heißen Sheng, Männer mit besonders ausgeprägten Charakteren sind die Jing, die „bemalten Gesichter", weibliche Rollen nennt man Dan und die Spaßmacher Chou. Während mit den Kostümen hinsichtlich der Stoffe, der Kostbarkeit der Stickereien, der Kombinationsfähigkeit der Farben, des Reichtums der Formen und Muster der größte Aufwand betrieben wird, bleibt die Bühne bis auf wenige unverzichtbare Requisiten völlig leer. Diese Leere ist es, die ein Spiel im unbegrenzten Raum ermöglicht, unabhängig von Zeit und Ort. Hier kann sich jene hochstilisierte Darstellungskunst entfalten, die in der Phantasie der Zuschauer die Vorstellung von den bewegtesten Vorgängen in der Natur und im realen Leben zu erwecken vermag. Das setzt allerdings einen Zuschauer voraus, der den gesamten Formenkanon versteht. Bedauerlicherweise ist ein so kunstsinniges Publikum heutzutage auch in China rar geworden. Man sagte uns, daß seit der Gründung der Volksrepublik ganze Generationen ausgezeichneter Künstler ausgebildet worden sind, während man die Entwicklung entsprechender Publikumsgenerationen vernachlässigt habe. So konnten wir auch bei den Aufführungen der Peking-Opern-Truppe Nr. 6 mehr junge Gesichter auf der Bühne als im dicht besetzten Zuschauerraum entdecken. Es handelte sich offenbar um ein Stammpublikum, um Verehrer der Schauspielkunst von Zhao Yanxia, der Prinzipalin des Ensembles, die als eine der wichtigsten Reformerinnen der Peking-Oper in China gilt. Bei Aufführungen anderer Truppen haben wir einen weit spärlicheren Zuschauerkreis angetroffen. Zu den Gründen dafür zählen chinesische Theaterkenner die Tatsache, daß die Substanz der traditionellen Theaterkunst durch die Kulturrevolution stark gelitten hat. Viele Künstler wurden zwischen 1966 und 1977 als „feudalistische Überbleibsel" zur „Umerziehung" aufs Land geschickt, in Gefängnisse gesteckt oder im Chaos der Kulturrevolution umgebracht. Erst seit der Reformpolitik im Jahre 1978 konnten sich die Ensembles der traditionellen Theater wieder reorganisieren. Ihre Mitglieder wurden rehabilitiert, und die Ausbildung an der Zentralen Theaterhochschule für traditionelle chinesische Theaterkunst in Beijing kam wieder in Gang.

Auch der mangelhafte Unterricht während der Zeit der Kulturrevolution, der bei einigen Generationen junger Leute große Wissenslücken in chinesischer Geschichte hinterlassen hat, macht sich (in diesem Zusammenhang) unliebsam bemerkbar. Die Handlung der meisten historischen Lokalopern geht auf bedeutende Perioden der klassischen Geschichte Chinas zurück, so daß das Verständnis dieser Opern Geschichtskenntnis verlangt. Hinzu kommt der starke Einfluß westlicher Kultur seit der Öffnung des Landes, von der die gegenwärtige junge Generation so stark fasziniert ist, daß sie ihre eigene Kultur geringschätzt. Zu den Aktivitäten, die chinesische Dramatiker und Theaterleute zur Überlebensfähigkeit der traditionellen Theaterkunst unternehmen, gehört inzwischen auch die Durchführung von Kursen an Schulen und Universitäten, um das Interesse junger Zuschauer zu wecken und ihnen vor allem das erforderliche Wissen zu vermitteln.

Im nächsten Heft:

Wahnsinn ohne Ende?

Für den lebenswichtigen Schutz der tropischen Wälder würden bis zum Jahre 2000 soviel Mittel benötigt, wie in 13 Tagen weltweit für die Rüstung ausgegeben werden.

Abstecher nach Nida

Uwe Kants und Detlev Steinbergs Entdeckungsreisen in Kaliningrad (Foto: im Stadtsowjet) ließen ein paar Stunden Zeit für den Besuch im Sommerhaus Thomas Manns im litauischen Nida. – Teil 3 der Reportage

Foto: D. Steinberg

Kann man das?

So lief der Kenianer Peter Koech (auf unserem Bild rechts mit Startnummer 11) in 8:05,35 min neuen 3000-m-Hindernis-Weltrekord. Er glaubt, das sei auch in weniger als acht Minuten zu schaffen.

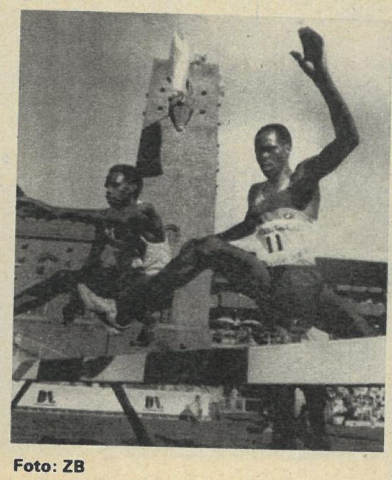


Foto: ZB

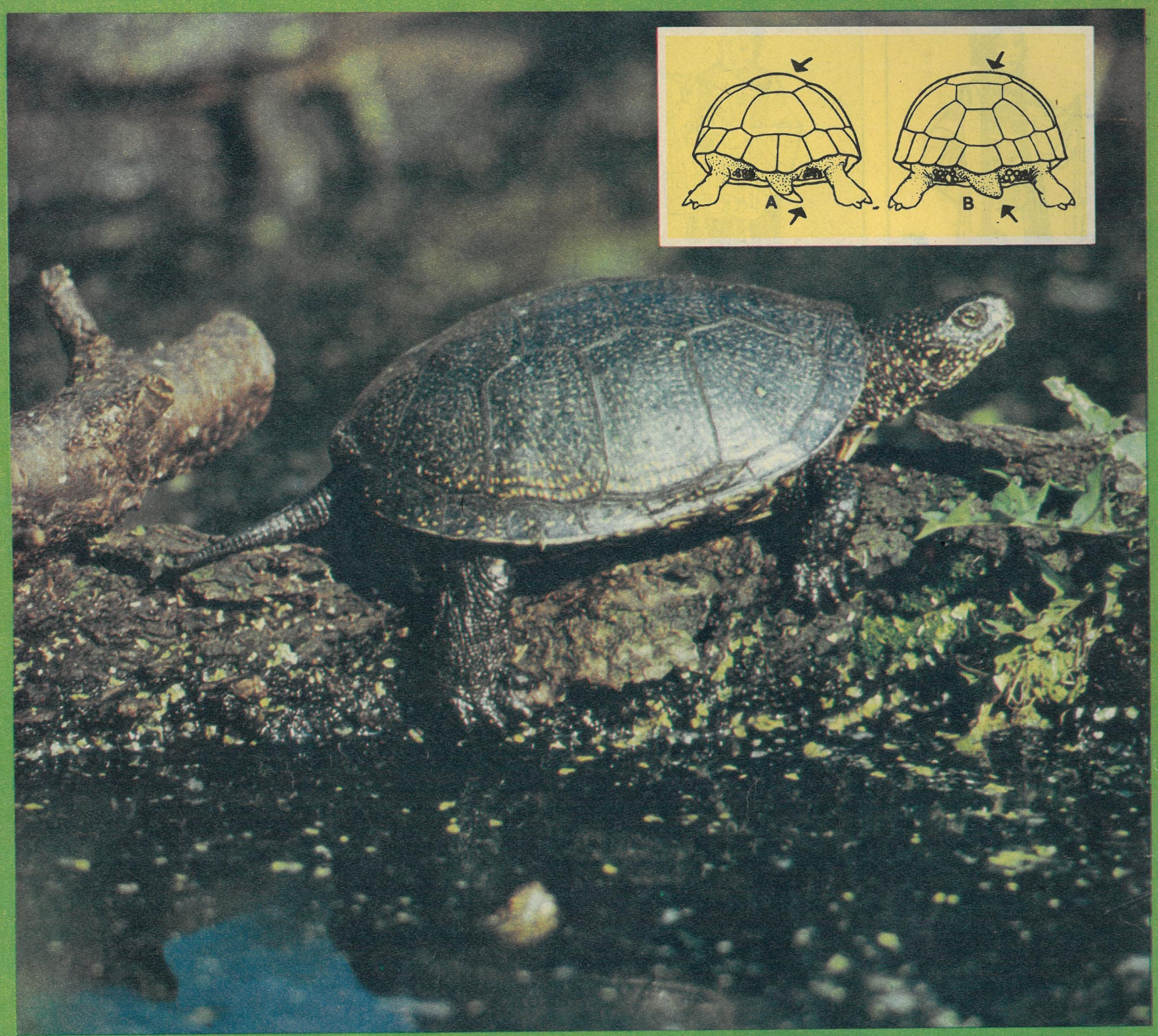
Vor den Toren

... mancher Stadt wird der Reisende von Wappen willkommen geheißen. Mit ihrer neuen Rücktitelserie „Stadtwappen sozialistischer Länder" möchte FREIE WELT einige dieser Zeichen „enträtseln".

Rocklabor

Bewegung in der Moskauer Rockszene. Frischer Wind zieht ein mit einem Managementangebot für talentierte Gruppen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



Europ. Sumpfschildkröte

Emys orbicularis
LINNAEUS 1758

Ein schwieriges Unterfangen – die Beobachtung von Sumpfschildkröten im natürlichen Lebensraum. Diese in der DDR vom Aussterben bedrohte Art kommt zwar in südlichen Ländern, wie in Ungarn oder Rumänien, ungleich häufiger vor, doch ist sie auch dort meist nur zu „hören". Bei der äußerst scheuen Lebensweise dieser Panzerreptilien (Fluchtdistanz etwa fünfzig Meter!) ist zumeist nur das Platschen der flüchtenden Tiere zu vernehmen.
Sumpfschildkröten sind gewandte Schwimmer und exzellente Taucher, dabei werden vom Wasserkäfer bis zum Frosch alle erreichbaren Beutetiere bewältigt. Im Gegensatz zur Landschildkröte ernähren sich Sumpfschildkröten fast ausschließlich animalisch. Bei ihren mitunter feststellbaren Landgängen stehen Regenwürmer und Schnecken auf der Speisekarte obenan. Die Seltenheit der Europäischen Sumpfschildkröte im nördlichen Vorkommensgebiet ist klimatisch bedingt, aber auch auf den zunehmenden Verlust geeigneter Lebensräume zurückzuführen. Bei den sehr wärmeliebenden, sich mit Vorliebe sonnenden Reptilien führt die Fortpflanzung in unseren Gefilden mit ihren Witterungsschwankungen nicht in jedem Jahr zum Erfolg. So beruht die Erhaltung des Bestandes vielfach auf der Langlebigkeit der Tiere, die ein stattliches Alter bis zu siebzig Jahren erreichen können. Die Aufnahme zeigt ein Männchen mit der charakteristischen rotbraunen Augenfärbung (Weibchen besitzen gelb bis weißlich gefärbte Augen). – Gezeichnet: Griechische Landschildkröte (A), zwei Schwanzschilde und große Schuppe auf der Schwanzspitze. Maurische Landschildkröte (B), meist nur ein Schwanzschild, Rükkenpanzer eben.

Dr. W. Wendt (Text und Foto)

UNSERE FRAGE:

Welche Arten von Süßwasserschildkröten leben außerdem im Raum Europas? Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (8) bitte per Postkarte bis 13. September an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.
So war es richtig in Heft 14: Lurche und Kriechtiere sind – ohne Ausnahme – wechselwarm in ihren Körpertemperaturen (a). Es gewannen: 100 M – K. Nentwig, Zwickau; 75 M – U. Reinl, Premnitz; je 50 M – B. Grellert, Wartha; F. Helm, Seidewitz; K. Lieberich, Bitterfeld.